Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet von Werner Sombart / Richard Strauß / Georg Brandes / Richard Muther / unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal.

Unter ständiger Mitwirkung von Hermann Bahr / Otto Julius Bierbaum Wilhelm Bölsche / Georg Brandes / Hugo von Hofmannsthal / Karl Jentsch Richard Muther / Felix Salten / Karl Schnitzler / Werner Sombart / Frank Wedekind

Nummer 25 | Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. | 19. Juni 1908

An unsere Leser.

Mit dem ersten Juli tritt der „Morgen" in sein zweites Jahr. Seine Entwicklung war eine stetig ansteigende und soll es bleiben. Die Auswahl aus der fast unermeßlichen, sicher dem Einzelnen unübersehbaren Flut dessen, was der Tag erschafft und stürzt, soll noch strenger werden als bisher. Und, wenn irgend möglich, werden wir neue, engere Verbindungen noch mit der Wissenschaft zu knüpfen versuchen. Auch das, was zur Stunde, ihren Schmerzen, ihren Sorgen gehört, soll künftighin mehr Raum auf diesen Blättern finden. Daß die Litteratur mit dem Besten, was uns zugänglich gemacht werden konnte, im nächsten Quartal erscheinen wird: bedarfs ausdrücklicher Versicherung? Und noch Etwas: ins Parteiwasser wird der „Morgen" auch fernerhin nicht steuern. Der Strom des Lebens ist so breit, seiner Wellen Spiel so farbenfroh und lendenlabend, daß wir die in dumpfer Stagnation abseits liegenden Tümpel überzeugungstreuer, doch myopischer Gesinnungstüchtigkeit auch fernerhin unberücksichtigt zu lassen fest entschlossen sind.

Die Entscheidung in der Preisnovelle hat sich, sehr wider unsre Absicht, verzögert, wird Ende dieses Monats endlich aber erfolgen können. Die Fülle eingelaufener Arbeiten hat auch dem zähesten Willen zur Einhaltung des Ostertermins mit Erfolg getrotzt.

Wer mit uns weiter wandern will, soll uns willkommen sein.

Der Verlag. Die Schriftleitung.

Reval.

Sir James Graham, Staatssekretär des Innern im Ministerium Peel, legte am sechsten Dezember Achtzehnhunderteinundvierzig der Königin der Vereinigten Königreiche von Großbritannien ein Patent zur Unterfertigung vor, in dem es hieß: „Wir thun kund und zu wissen, daß wir unsern theuern Sohn, den Prinzen des Vereinigten Königreichs von Großbritannien und Irland, Herzog von Sachsen, Herzog von Cornwall, zum Prinzen von Wales und Earl of Chester gemacht haben; und wir fürsten und belehnen ihn, unsern besagten theuren Sohn, wie es der Brauch ist, mit genanntem Fürsten- und Earlthum, indem wir ihn mit einem Schwert umgürten, ihm eine Adelskrone auf das Haupt setzen und einen goldenen Ring an den Finger stecken, ihm auch einen Goldstab in die Hand geben, damit er dort regiere und jene Gegenden leite und vertheidige.“ „Unser kleiner Junge, schrieb die Mutter kurz vorher an den ihr innig befreundeten Belgierkönig, ist ein wundervoll starkes und großes Kind mit sehr großen, dunkelblauen Augen, einer hübsch geformten, wenn auch etwas großen Nase, und einem niedlichen kleinen Mund. Er soll Albert genannt werden, und Eduard soll sein zweiter Name sein.“ Der in so frühen Wiegentagen umgürtete Albert sitzt heute auf dem Britenthron, den die Mutter ihm in mehr als sechzig Jahren mit Talent gewahrt hat, nennt sich Eduard der Siebente und hält schützend nun die Hand nicht nur über Wales und Chester. Der niedliche kleine Mund versorgt von Zeit zu Zeit die Diplomatenwelt mit nicht immer lieblich klingenden Witzworten und sorgt dafür, daß der ewig grazienlose, ewig nüchterne Geist Nikolais nicht die Kunst der hohen Politik zum trockenen Rechenexempel laut sich brüstender Realpolitiker verkümmere, nicht die nimmer rastende Phantasie eines Romantikers mit allzu deutlichem, allzu lautem Wort leise nur schlummernde, völkische Leidenschaften wecke. Und längst ist aus dem „sehr großen, dunkelblauen Auge“, das die Mutter preist, Viktoriens kühl über alle irdischen Dinge schweifendes Fischauge geworden, das sich in langen Jahren manchen Wandel politischer Gebilde und Strebungen besah, ein starkes Gehirn aber treulich bedient hat; nil humani a se alienum scit, viel davon verstehen lernte, in des Lebens Tiefen blickte und doch sich die Freude zu wahren verstand. Sieben Jahre sinds jetzt, daß der seit Talleyrands Tod klügste Diplomat die Geschicke seines Landes lenkt, sich vom bespöttelten Prince de Galles zum Pivot der Politik von vier Erdtheilen entwickelte und die größten Reiche der Planetenkruste in die Richtung, zu den Zielen seines Wünschens zwang.

„Es ist, schrieb Bismarck im April 1861 an Schleinitz, die große Kunst Napoleons, sich so in Dampf aller Art einzuhüllen, daß man überall und nirgends sein Heraustreten aus der Wolke erwarten kann. Vielleicht bleibt er ganz darin und dampft mit Grazie in infinitum fort.“ Die Rolle, die Eduard bisher spielte, ließe sich kaum besser umschreiben, und solange kein Bismarck sich vis-à-vis ans Schachbrett setzte, ging auch dem Sohn der ungewöhnlichen Hortense die Partie nicht verloren. Das Werk Eduards freilich ist größer als das des vom Ehrgeiz seiner Frau noch mehr als vom eigenen geplagten Träumers, ist besser errechnet, solider gefügt, und mit den Herrn Clemenceau, Iswolskij und Tittoni ist leichter zu verkehren, als mit Palmerston, Gortschakow und Cavour. Sorgfältiger, als der bei aller Schläue etwas phantastische Plebiszitär, wußte der lebenskluge Grandseigneur an der Themse die Interessen Andrer zu schonen. Entsagt hat er aber keinem Einfluß, der ihm möglich schien, und mehr als eine Möglichkeit hat er sich erst geschaffen, die Andre

nicht zu sehen vermocht hatten. Doch was auch die Stunde bringen mochte: überall, in Ost und West, spürte der aufmerksame Betrachter seine Hand. Reden? So gut wie gar nicht. Alles wurde in der Stille erledigt, wurde in der Stille erledigt, und von ihm gilt das psychologisch gute Wort, das Mazarin über den vierzehnten Ludwig sprach: Il sera un grand roi; il ne dit pas mot de ce qu'il pense. Die Wege seines Wollens waren nicht immer klar zu erkennen, auch nicht immer einfach, und erst, als der Januar-Vertrag mit Japan, der April-Vertrag mit Frankreich bekannt wurde, ward auch ein Theil seines nächsten Zieles entschleiert. Was uns die letzten Jahre bescheerten: jeder weiß es, und auf deutschem Boden wenigstens wächst kein Grund, uns dessen zu freuen. Kein Monat ging ins Land, der nicht Kunde von irgend einer Unfreundlichkeit gebracht hätte, und als wir uns endlich rührten, wars zu spät. Diese Jahre werfen düstre Schatten auf die Gegenwart, die mit eiliger Hast die Vollendung einer Politik verfolgt, die eine friedliche Entspannung fast zur Unmöglichkeit macht, uns bisher schon beengte, künftighin noch mehr lähmen soll.

. . . Vor einem Monat erzählte ich hier von der Reise des Generals Hamilton nach Petersburg, schilderte, mit der Deutlichkeit, die der Augenblick erlaubte, was an der Newa vorging, und wies auf die bedenkliche Zuspitzung der Verhältnisse hin, die nothwendig fast kommen mußte. Sind wir schon soweit? Ist der Augenblick, die Maske fallen zu lassen, schon da? Die nächsten Wochen müssens lehren. Einstweilen war Herr Fallières in London und wurde in einer Weise gefeiert, die selbst den Franzosen überraschend kam. Was hatten wir nicht Alles gehört in den wundervollen Tagen von Wilhelmshöh und Windsor. Alles war, wenn man dem Offiziösenchorus lauschte, wieder in Ordnung, die Herzlichkeit blühte in nie noch geschauter Ueppigkeit, und ein Psychologe las aus wildfremden Augen die Ehrlichkeit einer sich laut gebärdenden Begeisterung. Es gab Zweifler schon damals, und die Kühle der im Buckinghampalast gewechselten Trinksprüche mußte jedem Sehenden, der guten Willens war, Klarheit über die Situation verschaffen. Doch keine nüchterne Stimme wurde im Festestaumel gehört, nur der zu ruhiger Prüfung des wirklich Gegebenen Mahnende bekam wohl die unwirsche Frage zu hören: „Kommst Du nur immer anzuklagen? Ist auf der Erde ewig Dir nichts recht?“ Wie lange hat die Herrlichkeit nun vorgehalten? Fragt nicht. In Dunst hat sich längst das Nebelbild wieder aufgelöst, und von all dem prophezeiten Heil ist keine Spur zu uns gekommen. Wollen wir mit der würdelosen Wirtschaft nun nicht endlich ein Ende machen, unsern Weg gehn, wie die Pflicht ihn gebeut, ohne rechts, ohne links zu sehn? Was hat das ganze heiße Liebeswerben genützt? Nichts; geschadet hats, weil es den Glauben an unsre Stärke minderte, mindern mußte. Der Monarch setzt sich wochenlang an den englischen Strand, Bürgermeister und Pfarrer, Sänger und Saubengel pilgern über den Kanal, und französische Studenten, die zu Hause nachher gehöhnt und beschimpft werden, führten wir mit lakaienhafter Dienstfertigkeit durch unsre Kulturschatzkammern. Effekt: die Situation hat sich verschärft und die englisch-französisch-russische Entente ist Wirklichkeit geworden. So ziemlich das Ungünstigste von Allem, was passieren konnte. Das Unerwartete, leider, ists nicht zu nennen. Vor zwei Jahren, vor fünfzehn Monaten noch war an ein russisch-deutsch-amerikanisches Bündnis zu denken; heute ists damit vorbei. Womit nicht? Ist uns nicht jede Möglichkeit diplomatischer Bethätigung genommen?

Seht Euch um in der Welt! Kein Winkel, dem das Schicksal nicht aus dem Palast des Trustdirektoriums käme. Rings werden wir von Bündnissen und

Ententen umschnürt, die uns Luft und Licht sperren (wirklich; aus dem Versuchsstadium sind wir längst). England ist mit Frankreich alliirt und hat mit ihm einen gemeinschaftlichen Operationsplan (an dem englische Militärs eifriger noch als französische gearbeitet haben), ein russisch-französisches bestand wohl längst und wurde vor nicht zu langer Zeit im War Office nachgeprüft. Constat. Herr Fallières wird in London gefeiert, Eduard fährt zu den Skandinaviern; Zwischenstation; um die Gesprächsthemata für den folgenden Franzmann vorzubereiten. Auf nach Reval! Da wirds sicher interessant. An dem Gesprächsstoff fehlts für ein paar Tage da nicht. Auf zwei Continenten läßt sich die Phantasie, läßt sich auch der Verstand geraume Zeit spazieren führen; und manche Kleinigkeit harrt noch der Erledigung, mag man im Großen auch einig sein. Die Folgen dieses Besuches sind nicht abzuschätzen. Der Herr aller Reußen ist weder ein blöder Geselle, noch ein nach Laune und Sentiment in seiner auswärtigen Politik jäh wechselnder Knabe, dem die lärmvolle Art seines betriebsamen Nachbars schon seit Jahren empfindlich aufs sthenische Nervengeflecht fällt. Hört er die klug gesetzte Rede eines weit übers Normalmaaß ragenden Geschäftsmannes, hört vernünftige Worte und gut erwogenen Rath, so wird der Eindruck dauernder bleiben, als uns erwünscht sein kann. Und Eduard wird, darauf verlaßt Euch, diesmal mit seinen Gaben nicht geizen. Die Gelegenheit mit dem Zärtling, der mit den beiden ersten Alexandern so manchen Zug gemein hat, kehrt trotz der nun offenen Begegnungsmöglichkeit in Kopenhagen, so oft wohl nicht wieder. Wie denken Sie über Indien, Monsieur mon Frère? — In Afghanistan seid Ihr ja, gottlob, rasch mit den Leutchen fertig geworden. Mich freuts; aufrichtig. Was sollen wir denn da unten? Das Klima taugt schlecht für meine Bärenmützen, und den versperrten Pacific wieder zu bekommen, kann zur Nothwendigkeit werden, ohne daß ichs will. Das Wichtigste bleibt, daß wir uns über die Afghanen einigten. Wer weiß, wo ihr säßet, wenn Edwardes nicht das Ohr Lord Dalhousies gefunden hätte, Dost Mahomet Khan Euer Feind geblieben wäre, sich am ersten Januartag 1857 nicht zum Rendezvous in der Jamrudeebene eingefunden hätte? „Das Abkommen", sagt Marschall Roberts, „heilte nicht nur die Wunden, die der erste Afghanenkrieg auf beiden Seiten geschlagen hatte, es befreite auch England von großer Sorge in einer Zeit, wo Indien von einem Ende bis zum andern in Aufruhr war, und Mord und Brand auf der Tagesordnung standen Wäre Dost Mahomet in dieser ereignißreichen und schweren Zeit gegen uns marschiert' so hätten wir sicher den Punjab verloren, Dehli hätte nicht gewonnen werden können; überhaupt das ganze Gebiet nördlich von Bengalen wäre wahrscheinlich für uns verloren gewesen." Wärs vielleicht heute noch, wenn der Herr von Kabul und Kandahar wieder schwierig würde. Il y a, hat Euer künftiger Premier gesagt, un vieux proverbe qui dit: „Celui qui voudrait bien gagner l'Angleterre, devrait commencer par l'Irlande." Si maintenant vous substituez „l'Inde" à „l'Irlande" dans le refrain, je ne crois pas que vous seriez de la vérité. Dans la politique mondiale de l'avenir, croyez-moi, l'Inde jouera un rôle croissant. A mon idée nous sommes avant tout, et par-dessus tout un puissance asiatique; et j'ose dire que l'homme qui n'a jamais été à l'est du canal de Suez ne sait pas ce qu'est l'empire britannique. Der Mann hat Recht. „Warum", fragt er, „gingen wir nach Aegypten? Weil es auf dem Weg nach Indien liegt. Was bestimmte seit je unsere Politik am Goldenen Horn? Daß sein Besitz in feindlicher Hand unsern östlichen Besitz gefährdet. Warum etablierten wir uns in Persien, stellten den Persischen Golf unter Polizeiaufsicht? Weil Persien auf dem Weg nach Indien liegt, die Wasser des Golfs sich mit denen des Indischen Ozeans mischen. Warum setzten wir uns am Kap fest? Weil es an einem Wege

nach Indien liegt. Was verschafft Afghanistan unser Interesse und englische Subsidien? Parce que c'est un glacis de la forteresse indienne, sur lequel nous ne pouvons permettre l'installation d'un ennemi." Wiederum, der Mann hat Recht. Doch beruhigt Euch: non possumus et non volumus. Wir Beide haben uns in Zukunft auf dem Continent, auf dem der Menschheit Wiege stand, so nöthig, wie das liebe tägliche Brot. Nicht nur, weil wir uns ja schließlich nicht für die Ewigkeit um die Herrschaft über die Schiiten, den Euphrat und Jordan streiten können. Sondern weil viel ernstere Gefahr, uns beiden gemeinsam, droht. In China rüttelt man ein Volk von dreihundert Millionen aus dem Schlaf, wird, mit gelbfieberhafter Hast, am Aufbau eines neuen Heeres gearbeitet. Gewiß, von heute auf morgen wirds nicht, wird vielleicht nur in Jahrzehnten gelingen. Doch der leidlich kluge Mann baut vor, und nur dem Augenblick zu leben, können wir dem glücklichen Spreemonomachos überlassen. Da hinten ballt sich ein Wetter zusammen. Sollen wir uns länger schwächen, bis die Woge getürmt ist, die uns beide verschlingt? Und unsere gemeinsame liebe Freundin vom Me-khong und der Seine mit, die wir hier im Westen doch nicht entbehren können. Die schützt, cher confrère, Deine und meine europäische Flanke gegen die immerhin möglichen genialen Aperçus des Admirals des Atlantischen Ozeans. Womit ich à nos moutons zurückkomme. Ich verspreche mir viel von unserem Bündnis. In zwei Welten liegen die Verankerungen, die es halten, und mit Besserem als den wandelbaren Interessen leicht sich ändernder Tageskonstellationen ist es gekittet. Nein, die mit spöttischem Neid das neue Gebild bewitzeln, werden sich eine Enttäuschung verschaffen. Die Fähre, die uns von der Gegenwart ans Ufer der Zukunft bringen soll, hält. Trägt auch die Japs noch mit, die, wenn der gelbe Mann am Jang-tse erwacht, die ersten sind, die dran glauben müssen, ihre Hoffnungen auf den Kontinent dann einurnen können; überdies noch den heilsamen Druck von der Dollarküste spüren. Der Balkan soll uns nicht trennen; ich habe, wie Nikolaus der Erste, den Wunsch, über ihn mich mit Euch zu einigen. Der Seeweg nach dem Punjab bleibt Euch ja sicher, und da wir die asiatische Pulvertonne unter Wasser gesetzt haben, braucht Euch die Angst nicht auf Wegen zu halten, die, die Geschichte lehrts seit bald hundert Jahren, ja doch zu keinem vernünftigen Ziele führen. Für die mazedonischen Reformen mich in die Schanzen zu schlagen, habe ich keine Lust; die Lärmposaune ist ja auch mehr für die von uns wohl gleich hoch geschätzte öffentliche Meinung. Und sind wir erst einig, wird Oesterreich nicht viele Einwände mehr machen. Friedliche Durchdringung hat Herr von Aehrenthal ja als Ziel seines Strebens angegeben, und damit, wie mir Iswolskij sagte, einen Plan Bachs aus den fünfziger Jahren wieder aufgegriffen. „Wir haben, sagte Der 1854 zu Brassier de St. Simon, nichts zu thun, als möglichst Ordnung in diese zerrütteten Länder zu bringen, Wege, Eisenbahnen, Stromschiffahrt dahin zu beleben und zu schaffen, wo es nöthig ist, und in entfernten Zeiten werden jene Gegenden ein Markt für unsere und Deutschlands Fabrikate sein." Ungefähr sagt Das der Herr im Amt jetzt auch. Uns kann es recht sein, wenn sie uns nicht weigern, was wir mit Recht zu fordern haben. Mehr sprachen wir ja ohnedies nie an. Nikolaus der Erste brachte sich selbst um das, was ihm zustand, weil er nicht warten konnte. Ich kanns, und will nur, was Die von der Donau wollen: einen Weg ins aegaeische Meer; wenn nicht über Land, so über Wasser. Ihn uns zu versagen, hat der Jubilar keinen Grund, muß, wenn er klug ist, ihn uns sogar wünschen; weil er eine Entlastung zu Lande bringt. Und auch an der Themse könnte man, nach der Regelung der asiatischen Frage, dazu jetzt seinen Segen geben.

Den sollt Ihr haben; damit Ihr seht, daß wirs aufrichtig meinen und bestrebt sind, uns auf dauernde gute Nachbarschaft mit Euch einzurichten. Credere aude: mehr brauchts von Eurer Seite nicht. Ueber Asien sind wir d'accord. Und daß die Japaner mit ins Bündnis gehören, freute mich, aus Ihrem Munde zu hören. Ich sehe, wir verstehen uns (und werden drum auch von der ernsthaften Presse unseres viellieben Herrn Neffen mit gleicher Inbrunst geschmäht). Nur keine Sentimentspolitik, die vertrage ich nicht (und Improvisationen konnten mich schon beim Ballet aus dem Häuschen bringen). Erstens ist sie unklug. Es ist, hat Cavour, für den ich immer was übrig hatte, gesagt, „es ist Nichts abgeschmackter in der Politik als der Groll". Zweitens kostet sie die Nachbarn, mit denen man schließlich doch leben muß, zu viel Nervenkraft (ohne der Strapazen, die an meine Reisekasse gestellt werden, zu gedenken). Ohne Japan ist das, was wir wollen, ohnedies nicht zu machen. Direkte Verständigung zwischen Tokio und Peking wäre der Anfang vom Ende. Vielleicht nicht nur in Asien, ließ ich den Herrn in Sidney schon vor Jahren sagen; Die werden den Januar 1902 auch noch segnen lernen. Dringend nöthig war, daß wir fürs Erste über das asiatische Südwest zu einer Verständigung kamen. Mit unserm Freund Abd ul Hamid können und werden wir uns dann nach Wohlgefallen unterhalten. Da wir die Welttheilung ohne den arbiter mundi besorgen wollen, ists nöthig, dem Herrn am Goldenen zunächst zu zeigen, daß er von englisch-russischen Gegenstrebungen nicht länger zu schmarotzen vermag. Passt ihm das nicht, mag er seine Haut, wie Abd ul Asis, dem blonden Recken verschreiben; Erwünschteres, als eine neue Konferenz, wäre nicht zu ersinnen. Schon, weil der belobte Sekundant vor der ganzen versammelten Stammtischgesellschaft Farbe zu bekennen hätte. Unsre Trippelentente ist ja nach Hammann (der und Wolff-Metternich sind mein Schwarm) nur eine Chimäre, die ich der Oeffentlichkeit, auch der deutschen, aber doch gerne mal im Sonnenschein neben dem alten Bunde zeigen möchte. Wo? In Paris natürlich. Petersburg und London, Rom und Wien gehn nicht gut, und Berlin ginge nur, wenn sie Cambon präsidieren ließen. Ob die Kundgebung nicht fast so imposant würde, wie der Gekrönten Pilgerfahrt neulich an die Donau, wobei sich Don Emanuel übrigens wundervoll benommen? Ich genösse die Probe aufs Exempel gern. Und diesmal sähe es in Paris anders aus, als in den Februar- und Märztagen anni Sechsundfünfzig. So unhöflich, die Leutchen nur zur Unterzeichnung zuzulassen, brauchten wir nicht mehr zu sein, obwohl sie lächelnd auch Das hinabwürgten. Das ist das Peinlichste mit: Er immer, wenn er ntchi grade über einen von uns schimpft, das Haupt in den Wolken, und die Verantwortlichen mit der ewigen Lakaiengrimasse, wo im linken Auge stets feuchtlich die Sentimentalität schimmert, im rechten immer der Wunsch lauert, in irgend einer dunkeln Stunde dem Gegner den Genickfang zu geben. Das haben Sie, bester Neffe, bei mir nicht zu fürchten. Ich treibe die Geschäfte geschäftlich, doch offen, verlange von denen, die mit mir paktiren wollen, nichts, was nicht in der Richtung ihrer Interessen läge, vor Allem nicht die Exekution brillanter Sekundantenrollen, und muthe Niemand Unmögliches zu. Bettle auch Keinen, sich zu uns in die Pinasse zu setzen, ders nicht aus eigenem Drang des Herzens will. Wozu? Sagt den Leuten: so und so liegen die Dinge, Dies und Das wird euch erreichbar, wenn ihr kommt, wenn nicht, nicht; wollt ihr: schön; wollt ihr nicht: auch gut. Es ging bisher, es geht auch ferner ohne euch. Doch die Hoffnung, Die an der Spree soweit zu bekommen, habe ich längst aufgegeben. „Eine anständige Attitude von Preußen und Deutschland, hatte mein Vater schon vor fünfzig Jahren

zum Coburger Ernst gesagt, kann uns viel Uebel ersparen." Könnte es auch heute. Da sie augenscheinlich aber nicht wollen oder können, so bleibt uns nichts, als uns vor den andern Attitüden selber zu schützen. Ich hoffe, wir sind jetzt endlich am Ziel, können nun endlich den Kopf wieder in Ruhe auf die Daunen legen ohne die stetige Sorge, ob uns der nächste Morgen nicht wieder mit einem neuen Alemannenalarm schreckt. „Guillaumisme" pflegte Katharina, die gescheidteste Deiner Ahnfrauen, diese Art Betrieb zu nennen. Schade, daß sie heute nicht dabei sein kann; mit Der hätte ich mich sicher gut gestellt; nicht nur, weil ich mich auf die Behandlung alles Weiblichen leidlich verstehe. „Ohngestiefelte Leute, sagte sie zu Grimm, können die gestiefelten nicht vertragen, sind zu stark, zu dick, zu schwer, zu raisoniert, zu beweisend, zu voll; alles das ist beschwerlich; mehr gethan, weniger geschwatzt, war auch eine Art, die einigemale mehr eingeschlagen hat als alles hochtrabende Geplapper vor sich selbst; das sind in der Welt ja mehr Leute, die nicht immer Lust haben, ihr Geschöpfe im Spiegel zu sehen. Nu sitzt er da und hat Langeweile und deswegen schreibt er, aber was hilft das; wer wird nach dem Gemälde Leute suchen? Die Kunst ist, mit allerlei Leuten die Sachen gehen zu machen so gut wie möglich, und alle Tage besser." Ganz mein Credo. Im Uebrigen ist die Gruppierung, die ich Ihnen vorschlagen ließ und die, zu meiner lebhaften Freude, Ihre so wohlbegründete Billigung fand, ja nicht zum ersten Mal aufgetaucht. Schon am sechsten Juli 1827 wurde eine englisch-russisch-französische Allianz geschlossen. „Vorausgesetzt, hatte unser Canning 1824 an einen englischen Botschafter geschrieben, daß Rußland keinen Fuß am Mittelmeer faßt, daß den Franzosen keinerlei Entschädigung gewährt wird und Oestreich beträchtlich an Land und Bevölkerung gewinnt, so könnten wir die Zerstörung des Osmanischen Reiches zulassen." Das wäre heute noch ein vertretbarer Standpunkt, der sich mit Hülfe meines andern Neffen leicht genug behaupten ließe. Ich mag nicht; und freue mich, daß es anders kaum, daß ich den Herzenswunsch des ersten Nikolaus dem Zweiten erfüllen kann. Damals gings noch nicht; selbst 1857, als Napoleon durch Persigny dem Earl of Claredon dieselbe Entente anbieten ließ, waren die Dinge noch nicht reif dazu. „Der Botschafter, schrieb damals der Earl an Papa, erzählte mir von den verschiedenen Utopien, welche dem Kaiser im Kopfe stecken, von Seiner Majestät Ueberzeugung, daß England, Frankreich und Rußland unter sich die Angelegenheiten Europas regulieren müßten." Aus der Utopie (damals wars wirklich eine) ist heute greifbare Wirklichkeit geworden; eine, glaube ich, die dauern wird. Und die wir — ein stilles Glas, wenn Sie gestatten — kaum ohne die thätige Mithülfe meines Neffen heute schon hätten. Sind wir am Ziel jetzt? . . .

Sie sinds. Und dem Erdball kehrt vielleicht nun die Ruhe wieder. Das hängt von uns ab, obwohl die Welt für Deutsche jetzt wie ein verlorenes Paradies aussieht. „Ueber die Kammern, schrieb am siebenten Oktober 1855 Bismarck an Leopold von Gerlach, lache ich von a bis z, aber feige Minister fürchte ich." Es ist jetzt nicht die Zeit zu Hader, aber Jeder sollte, Kanzler und Kämmerling, König und Kantor, dem Sinn des Satzes mit Ernst nachdenken. Denn wichtiger, zehnmal wichtiger als die Wahlrechtscharmützel, ist das am Horizont des deutschen Himmels sich türmende Dunstgebirge, das wie ein Alb sich über unsre Thäler lagert. Vier Jahrhunderte sinds in diesen trübsalumsponnenen Tagen, daß ein Kaiser die deutschen Fürsten (die freilich noch Fürsten waren) zu einem „eilenden Reichstag" rief. Warum nicht heute wieder, nicht hier? Giebts nicht, wie zu Maximilians Zeiten, auch heute wieder „des Reiches Nothdurft zu bedenken?"

Karl Schnitzler.

Englische Staatsmänner. Von Karl Jentsch.

So weit auch die Ansichten über den Wert exotischer Kolonien auseinandergehen mögen — der Segen der Ansiedlerkolonien für England gehört zu den dicksten und handgreiflichsten, darum unbezweifelbarsten Tatsachen —, als Tummelplätze für Geist und Tatkraft müssen sie jedenfalls geschätzt werden. Was Lord Cromer in zwei Jahrzehnten aus dem durch Paschawirtschaft zerrütteten, verarmten, verschuldeten Aegypten und seinem verelendeten Volke gemacht hat, das ist ja wohl weltbekannt, und aus seinem Bericht darüber, wie er es gemacht hat (Modern Egypt by the Earl of Cromer, 2 Volumes, London, Macmillan and Co.), können Staatsmänner und Politiker reichliche Belehrung schöpfen. Nicht bloß greuliche Mißwirtschaft und eine verzweifelte, durch den Militäraufstand Arabis und die sudanesischen Wirren komplizierte Lage fand er vor, sondern einen Regierungs- und Verwaltungsapparat, mit dem verglichen der verflossene polnische Reichstag als Musterordnung erscheinen konnte, dazu ein buntes Völkergemisch; und mit all dem sollte er fertig werden in der bescheidenen Stellung eines Generalkonsuls und unter der beständigen Einmischung der Vertreter von einem Dutzend auswärtiger Mächte.

Aber ein vornehmer Engländer fühlt sich mit seiner unverwüstlichen leiblichen Konstitution und seiner seelischen Eigenart allen solchen Schwierigkeiten gewachsen und tut in jedem Augenblick das geeignet Scheinende, ohne sich je aus der Fassung bringen zu lassen. Oberflächlich angesehen, ist der Franzose gegen ihn im Vorteil. Mit seiner lebhaften Mitteilsamkeit, mit seiner scheinbar rückhaltlosen Offenheit gewinnt er rasch das Vertrauen des Orientalen, verbrüdert sich mit ihm, und blendet ihn mit seinen logischen Deduktionen, deren schwache Fundamentierung unkritischen Gemütern verborgen bleibt. So stammt denn auch die ganze europäische Talmikultur strebsamer Orientalen aus Frankreich. Der reservierte und gewissenhafte Engländer (und Deutsche, ist Cromer so liebenswürdig beizufügen) wird nicht verstanden und lehnt Intimität geradezu ab. Doch je unelastischer der Engländer im Umgange ist, desto staunenswertere Elastizität beweist er in Politik und Verwaltung. Er kommt nicht, gleich dem Franzosen, mit einer fertigen Theorie und einem ausgearbeiteten bureaukratischen Schema in das fremde Land, sondern mit der Gewohnheit, sich den einzelnen vorliegenden Fall anzusehen und nach dessen Natur seine Entscheidung zu treffen, ohne sich dadurch für zukünftige andersartige Fälle zu binden. Am wenigsten fällt es ihm ein, den einzelnen Fall zu verallgemeinern und ein System herauszuspinnen, und es geniert ihn nicht im mindesten, wenn er Einrichtungen treffen muß, die in keine der geltenden staats- und völkerrechtlichen Schablonen passen. Rasch entschlossen, hißt Cromer nach der Wiedereroberung des Sudan in Omdurman die britische und die ägyptische Flagge nebeneinander und konstruiert so ein Kondominium, dem er diplomatischen Weiterungen vorbeugt und das Land vor dem „Alp der Kapitulationen" bewahrt, was er für eine unschätzbare Wohltat hält; denn was könne Vernünftiges dabei herauskommen, wenn nach den Grundsätzen Pariser oder Berliner Gerichte Fälle entschieden werden sollen wie der des Kwat Wad Awaibung. Dessen Sohn war von einem Krokodil gefressen worden, und er beschuldigte den Hexenmeister Ajak Wad Deng, das Krokodil angestiftet zu haben, was seine Nachbarn zu bezeugen bereit waren, und darum hielt er

sich für berechtigt, den Ajak zu erschlagen. Hält der Engländer auf die gebührende Distanz zwischen sich und den braunen und schwarzen Menschen, so verachtet er doch diese nicht. Er versteht sie als das Produkt ihres Bodens und Klimas und ihrer Vergangenheit, richtet nicht pharisäisch über ihre sittlichen Schwächen und spricht (wenigstens Cromer spricht so): man muß Geduld mit ihnen haben! Vor allem meidet er auf das peinlichste jede Einmischung in ihre religiösen Angelegenheiten, selbst dann, wenn solche die Rechtssphäre berühren, z. B. wenn, was in Aegypten vorkommt, habgierige Scheiks sich widerrechtlich das Vermögen frommer Stiftungen aneignen. Für die erste und höchste Pflicht eines englischen Vertreters in Aegypten erklärt Cromer die, inmitten dieses Wustes von Korruption und Intrige als Privatmann und Beamter das Beispiel reinster und höchster Moralität zu geben. Auch im Interesse seiner Landsleute dürfe er von der Bahn strenger Unparteilichkeit und Uneigennützigkeit nicht abweichen. In der ersten, kürzeren Periode seiner ägyptischen Amtstätigkeit (1877 bis 1880; er hieß damals noch Sir Evelyn Baring und war Mitglied der Finanzkontrollbehörde) hatte sich ein englisches Konsortium zum Ankauf der ägyptischen Eisenbahnen gebildet. Die ägyptischen Minister erwarteten natürlich, daß Baring sie zum Verkauf drängen werde. Er aber erklärte: es sei lediglich Sache der ägyptischen Regierung, zu entscheiden, ob sie das Anerbieten annehmen oder zurückweisen wolle. Im zweiten Falle werde er keinen Einspruch erheben, im ersten an der Beratung über das Projekt teilnehmen und den Ministern zur Erlangung günstiger Bedingungen behilflich sein. Das Anerbieten wurde abgelehnt, und von diesem Augenblicke an erfreute sich Baring eines solchen Vertrauens der ägyptischen Staatsmänner, daß es ihm nicht schwer wurde, seinen Ratschlägen Gehör und Geltung zu verschaffen. Nicht bloß mit den Eingebornen, auch mit den in deren Lande weilenden und Geschäfte treibenden Europäern weiß sich der Engländer gut zu stellen. Bei der Neuordnung des wiedereroberten Sudans wurde etwaigen Einspruchlustigen der Mund durch die Bestimmung verschlossen, daß in Beziehung auf Handelsverkehr und Aufenthalt in diesem Lande den Untertanen keiner einzigen Macht ein Privileg eingeräumt werden dürfe: Deutsche, Franzosen, Italiener oder wer sonst sollten den Untertanen der Königin von England völlig gleichberechtigt sein. „Auch der streitlustigste Anglophobe mußte sich betroffen fühlen von dem Gegensatz zwischen solcher Liberalität und der exklusiven Handelspolitik anderer Mächte. So ward bei der Grundlegung des neuen Sudans die Freihandelspolitik, eine Lebensbedingung des englischen Imperialismus, zum Eckstein des Gebäudes gemacht.“ Daß der Engländer seine Befähigung zur Kolonisation und zur Beherrschung exotischer Länder hauptsächlich seiner Erziehung verdankt, hebt auch Cromer hervor. „Der Deutsche, der Franzose mag vollständiger unterrichtet sein; aber der Mangel an Kenntnissen wird reichlich aufgewogen durch die Fähigkeit zu regieren, die Bereitwilligkeit, Verantwortung zu übernehmen, und die Anpassungsfähigkeit an die ungewöhnlichsten Lagen; in diesen Eigenschaften übertrifft der Angelsachse alle andern Nationen, weil die Atmosphäre der Freiheit, in der er aufwächst, seine Individualität sich unverkümmert entfalten läßt.“ Es entspricht diesem Geiste, daß die Zentralregierung ihre Beamten in den Kolonien mit Reglementierungen verschont. „Nie hat man ernstlich versucht, Aegypten von London aus zu regieren.“ Und Cromer hat wiederum seinen Untergebenen in ihren Departements freie Hand gelassen. Er kam in die sonderbare Lage, als Nichtmilitär und alter

Verwaltungsbeamter obersten Kriegsherrn spielen zu müssen — bei der Wiedereroberung des Sudan. Offiziell hieß der Feldzug von 1898 ein Foreign Office War, aber tatsächlich hat kein englisches Ministerium dafür Anordnungen getroffen, und der Sirdar (Kitchener) stand ausschließlich unter Cromers Oberbefehl. Der militärische Erfolg der kombinierten englischen und englisch gedrillten ägyptischen Armee konnte ja keinen Augenblick zweifelhaft sein. Es handelte sich nur darum, die kleine Armee an den Feind heranzubringen, also um die Schwierigkeiten des Transports und der Verpflegung. Und diesen war Kitchener als ausgezeichneter man of business gewachsen; eben deswegen hatte ihn Cromer zum Sirdar erkoren. Mein eigenes Verdienst, bemerkt er, „war rein negativer Art. Ich enthielt mich jeder Einmischung, die ja nur Unheil angerichtet haben würde, und hemmte die Einmischungssucht anderer. Ich hatte volles Vertrauen zu Kitchener, den ich ausgewählt hatte, und ließ ihn, soweit er nicht selbst meinen Beistand in Anspruch nahm, allein; ausdrücklich ermutigte ich ihn, die in unserer Militärverwaltung üblichen lästigen bureaukratischen Formalitäten unbeachtet zu lassen."

So sind denn die englischen Minister, sie mögen sich konservativ oder liberal nennen, Herren, denen zu dienen leicht und angenehm ist; dieses Zeugnis gibt ihnen Cromer; wenn nur — das Parlament, die öffentliche Meinung und die Presse nicht wären! Bei aller Selbständigkeit, die man dem Leiter einer Kolonie oder eines Schutzgebietes läßt, muß ein solcher doch mit der allgemeinen englischen Politik im Einklange bleiben und bedarf darum für die wichtigsten Entscheidungen der Zustimmung der Londoner Regierung. Diese ist aber von dem Winde der öffentlichen Meinung abhängig, der, schreibt Cromer, so oft und so unberechenbar umschlägt, wie der, welcher in den orakelspendenden Eichen von Dodona rauschte. Zu guter Letzt lenke ja die englische Volksstimmung immer wieder in die Bahn der gesunden Vernunft ein, aber auf dem Zickzackwege dahin bereite sie den Staatsmännern große Unbequemlichkeiten. Die anonyme Zeitungsschreiberei, urteilt er mit Cornewall Lewis (Bismarck hat sich oft ähnlich geäußert), „überantwortet das Publikum der Leitung von Führern, denen das Gefühl persönlicher Verantwortlichkeit fehlt". Je demokratischer die Zeit wird, desto öfter erwachse der Regierung die Pflicht, der öffentlichen Meinung Widerstand zu leisten; nur dürfe natürlich dieser Widerstand nicht in jene bureaukratische Verbohrtheit ausarten, die grundsätzlich das Gegenteil von dem tut, was das Volk will, ohne dessen Wünsche und Forderungen auf ihre Vernünftigkeit zu prüfen. In den ägyptischen und sudanesischen Angelegenheiten hat sich der Druck der schlecht unterrichteten oder von Gefühlen geleiteten öffentlichen Meinung (die „kalten" Engländer sind nach Lord Beaconsfield the most emotional people in Europe) wiederholt sehr hinderlich und unheilvoll erwiesen. So hat der Kultus, dessen Gegenstand Gordon war, die Regierung bestimmt, diesen Mann für das Werk der Räumung des Sudan auszuwählen, obwohl er dafür, wie Cromer bei aller Anerkennung des verehrungswürdigen Charakters dieses militärischen Heiligen nachweist, durchaus ungeeignet war. Und von der Antisklavereigesellschaft beherrscht, verhinderte dieselbe öffentliche Meinung die Entsendung des einzigen Mannes, der nicht bloß nach Cromers, sondern sogar nach Gordons, eines Hauptes jener Gesellschaft, Ansicht einen erfolgreichen Widerstand gegen die Derwische hätte organisieren können (Zobeir Paschas). Mehreremal während der sudanesischen Wirren tauchte die Frage auf, ob man nicht, wenn der Sudan geräumt würde, türkische

Truppen hineinlassen solle. Die Heranziehung der Türkei erschien sowohl Cromer als der englischen Regierung wenig wünschenswert, aber was sie geradezu unmöglich machte, das waren nicht die vernünftigen Erwägungen der Staatsmänner, sondern die Stimmungen und Strömungen im Publikum. Die Hauptschwierigkeit, schreibt Salisbury bei einer solchen Gelegenheit an Cromer, „liegt darin, daß sich die englische Wählerschaft um ägyptische Angelegenheiten höchstens in solchen Fällen kümmert, wo an ihre Humanität appelliert wird. Für gewöhnlich sind ihr diese Angelegenheiten ganz gleichgültig. Darum gleicht in Beziehung darauf der Abgeordnete einem steuer- und ankerlosen Schiff, das der Zufall treibt. Hat ein Abgeordneter in irischen Fragen falsch abgestimmt, so bringt ihn seine Wählerschaft bald zur Räson; in ägyptischen Fragen bestimmen Fanatismen und Liebhabereien die Haltung jedes einzelnen Parlamentsmitgliedes und aller zusammen. Wenn wir Suakin den Türken überließen, so würden uns drei von verschiedenen Gefühlen beseelte Gruppen anfallen: die Turkophoben, die noch sehr zahlreich sind; die militärischen Jingos, die natürlich überhaupt nicht räumen, sondern annektieren wollen, und eine bunte Gesellschaft von Fanatikern, die sich einbilden, die Diplomatie könne mit ihrem Zauberstabe den Sudan in ein zweites Indien verwandeln. Zu dieser Gesellschaft gehören sowohl die urteilslosen Philanthropen wie die Halunken von Gründern und Schwindlern. Diese wissen natürlich ganz genau, daß die Kolonisation des Sudan ungefähr so aussichtsvoll ist wie die der Sahara, aber sie wollen sich die Gelegenheit nicht rauben lassen, einen Schwarm argloser Aktionäre in ihren Netzen zu fangen. Diese drei zahlreichen und einflußreichen Gruppen also würden einen Sturm erregen, wenn wir Suakin den Türken überließen."

Bei solcher Abhängigkeit der Regierung von Stimmungen und Zufällen und beim grundsätzlichen Opportunismus des Engländers kann die englische Politik nicht sehr planvoll, konsequent und durchsichtig sein. Der beschränkte Kopf — und die Masse besteht eben doch aus beschränkten Köpfen — führt alle großen politischen Erfolge auf kluge Berechnung zurück. Die Päpste des neunten, womöglich schon die des fünften und vierten Jahrhunderts, sollen mit Bewußtsein den Grund gelegt haben zu der päpstlichen Weltherrschaft des 13. Jahrhunderts, und die heutige englische Weltherrschaft soll das Ergebnis einer Reihe schlauer diplomatischer Kombinationen sein. Nun kann allerdings nur der Tüchtige dauernde Macht begründen; aber wenn das einem Tüchtigen gelingt, so hat daran die List der Idee oder des Unbewußten, wie man heute statt Vorsehung zu sagen beliebt, weit mehr Anteil als die vermeintlich vorausschauende und die Zukunft planvoll gestaltende Weisheit des Erfolgreichen. Cromer gesteht, daß er eine Menge Fehler gemacht habe, aber eine glückliche Fügung habe dafür gesorgt, daß diese Fehler wenig Schaden angerichtet hätten. Noch weit mehr und weit ärgere Fehler haben die Londoner Staatsmänner begangen; der schlimmste, wirklich verhängnisvolle war, daß sie den Entschluß, eine Expedition nach Khartum zum Entsatz Gordons abzuschicken, drei Monate zu spät faßten. Aber schließlich ist doch der Gang der Dinge zum Heile für Aegypten, den Sudan und — England ausgeschlagen, wider Englands Willen. Es ist ergötzlich, zu lesen, wie die Franzosen, Gambetta voran, England zum Einschreiten gedrängt haben, natürlich nicht aus Liebe zu England, und wie Frankreich gegen seinen eigenen und Englands Willen dessen Herrschaft über Aegypten vorbereitet und in jedem Stadium gefördert hat. Die Engländer haben nämlich, was ihnen auf

dem Kontinent niemand glauben will, Aegypten wirklich nicht okkupieren wollen. Napoleon III. hat der englischen Regierung schon 1857 einen Plan für die Teilung Nordafrikas vorgelegt: er selbst wollte Marokko nehmen, Tunis dem damaligen Königreich Sardinien und Aegypten den Engländern überlassen. Palmerston jedoch erklärte in einem Briefe an Lord Clarendon: „Es ist sehr wahrscheinlich, daß verschiedene Gegenden der Erde besser regiert werden würden, wenn sie einem der drei genannten europäischen Staaten gehörten. Aber wir mögen Aegypten nicht. Allerdings möchten wir es auch nicht im Besitz einer andern europäischen Macht sehen, und darum wünschen wir, daß es ein Teil des Türkischen Reiches bleibe. Wir wollen mit Aegypten Handel treiben und durch Aegypten reisen, aber wir danken für die Last, das Land regieren zu sollen. Durch den Einfluß, den unser Handelsverkehr ausübt, können wir die Zustände barbarischer Länder verbessern, aber auf Eroberungskriege, die von den übrigen zivilisierten Nationen verurteilt werden würden, lassen wir uns nicht ein." Und zu Lord Cowley äußerte er: „Wir wünschen Aegypten so wenig zu besitzen, wie ein verständiger Mann, der sein Wohnhaus im Süden und ein Landgut im Norden Englands hat, wünschen wird, die an der beide Besitztümer verbindenden Landstraße liegenden Gasthäuser zu besitzen; er wünscht bloß, daß diese Gasthäuser gut imstande seien, so daß er auf der Durchreise in jedem sein Kotelett und Postpferde findet." Von dieser Auffassung wich das Londoner Auswärtige Amt im allgemeinen auch nicht ab, als beim drohenden ägyptischen Bankrott bedeutende englische Kapitalien auf dem Spiele standen, denn es hatte immer an dem Grundsatze festgehalten, „daß ein britischer Untertan, der sein Geld im Auslande anlegt, dies auf sein eigenes Risiko tut". Und wenn es einmal von diesem Grundsatze abwich, so geschah es auf das Drängen Frankreichs. Dieses Drängen und eine Kette ungeschickter Entschließungen des Auswärtigen Amts, die immer den dem beabsichtigten entgegengesetzten Erfolg hatten, wirkten zusammen, die Okkupation herbeizuführen, die England schlechterdings nicht wollte. Daß es sie nicht gewollt hat, versichert auch Edward Dicey in seinem vorm Jahre erschienenen Buche The Egypt of the Future. Den leitenden Staatsmännern sei ja post factum schließlich die Einsicht in die Notwendigkeit des Besitzes Aegyptens aufgegangen, das englische Volk und dessen parlamentarische Vertreter jedoch hält er auch heute noch der Torheit des Verzichts darauf für fähig. Beide Autoren machen klar, wie sehr es die Aufgabe der englischen Leiter des Landes erschwert, daß die Okkupation immer noch als ein nur widerwillig übernommenes Provisorium behandelt wird, das aufzuhören habe, sobald Aegypten fähig sein werde, sich selbst zu regieren; denn das zwingt dazu, die einheimische Verwaltung und die einheimischen Autoritäten nach Möglichkeit aufrechtzuerhalten; eine rein englische Verwaltung wäre natürlich weit leichter zu führen. (Die Kritik, die Dicey an Cromers Verwaltung übt, scheint mir ungerecht und durch des Lord ausführliche Darstellung gründlich widerlegt zu sein.) Bei solchem Gange der Dinge ist es nicht zu verwundern, daß die leitenden Staatsmänner Englands in Cromers Darstellung keineswegs als weit vorausschauende, die Zukunft ihres Landes mit Bewußtsein schaffende Genies erscheinen, sondern in ihrer Hilf- und Ratlosigkeit geradezu komische Figuren spielen; namentlich gilt das von Lord Granville, welcher in der am meisten kritischen Zeit (1880 bis 1885) Staatssekretär des Auswärtigen war, aber auch von Gladstone.

Einsamkeit der Armen und Reichen.

Von David Koigen.

I.

Keine der äußeren Bedingungen, mögen sie im Bereiche der sozialen Zustände oder auf dem Gebiete des Gedankens, der Anschauung und Beurteilung ihre Wurzel treiben, reicht völlig aus, die bisweilen furchtbarste und wissenschaftlich schier unfaßbare Gestalt der Einsamkeit, die der einzelne von Hause aus mit sich bringt, zu erklären und zu ergründen. Der Grund dieser Einsamkeitsart, die ich als „anthropologische" bezeichnen möchte, ist in der etwaigen Beschaffenheit des Menschen als solchen und zwar in den Lockungen, die innerhalb der seelischen Positionen des einzelnen sich bemerkbar machen, zu suchen. Die „normal" lebende Seele wächst aus Wurzeln heraus, deren es augenscheinlich fünf zu geben scheint: vor allem fühlt bezw. will sie ihr eigenes unmittelbares Selbst und dann versetzt sie ihre Aktivität nach außen, wo sie, je nach den Umständen, sich als Gemeinschaftswille oder als aristokratischer (zur Herrschaft befugter), demokratischer (autonomer) und umwälzender (revolutionärer) Wille kundtut.*) Jede von diesen Wollungsarten machen das Wesen der Positionen aus, die den Lebensakt bilden und so das Dasein gestalten und diesem Betonung und Wert verleihen. Gestützt auf diese fünf Positionen des Lebens, unternimmt es der Mensch, seine Welt zu befestigen und in Formen umzusetzen, die sowohl den Gefahren, die im Innern dieser Welt entstehen, wie denen, die von außen kommen, standhalten. Offenbar macht im leise angedeuteten Lebensakt das unmittelbare Sich-selbst-Fühlen oder der Wille zum Selbst die eigentliche Urquelle aller übrigen Daseinspositionen aus und er scheint es auch zu sein, der die sichtbaren, verankerten Ordnungen in der Zeit mit dem „Nichts" und dem „Jenseitigen" vermittelt. Sind seine Wurzeln beschädigt, so ist es hiermit auch mit den anderen schlecht bestellt, so schwebt der gesamte Lebensakt in der Luft.

Wem der unmittelbare Wille zum eigenen Selbst abgeht, wen die Natur des Sich-selbst-Fühlens beraubt hat, der bleibt verurteilt, in ewiger Entfremdung vom Selbst, das heißt im Grunde vom Medium, durch das alle Lebensrichtungen Revue passieren, sein Dasein zu fristen. Bei solcher Lage der Dinge vermag der einzelne nie Sinn und Bedeutung in der eigenen Existenz zu finden, und auch die Existenz der Mitwelt entbehrt dann in seinen Augen aller Werte, jeder Betonung und zieltragender Wirklichkeit. Keine Vorstellungen und Anschauungen vermögen da etwas auszurichten: der einzelne bleibt der inneren Isolation ausgesetzt, er vermag nichts mehr zu lieben und empfindet auch kein Verlangen nach selbständiger Herstellung der Lebenspositionen, er weiß sich vielmehr „heimatlos" und von Gott und Natur verlassen, nichts kann er sein Eigen nennen, ja nennen wollen, — und er kostet also in seiner seelischen Armut unendliche Einsamkeit. Das Einsamsein bleibt die einzige, wenn auch verblaßte Willensform, die ihm noch zu Gebote steht, seine Einsamkeit grenzt an die Schwelle des Leblosen und Toten, wo alle zielstrebige Aktivität, wo jedes Sichsammeln und Wachsen auf-

*) Vergl. meine Ausführungen im „Morgen", Nr. 4, über den Kulturakt.

hört und wo die Urverlassenheit und die ausgegossene Einsamkeit sich nicht einmal zur Vereinsamung durchzuringen vermag.

Diejenigen, die die Last solcher Einsamkeit trugen und tragen, sind uns unter dem Namen der „Armen Leute" bekannt. Es sind die Armen, die nicht wissen und nicht fühlen: wie und wodurch sie leben, die den geistigen Lebensinhalt in seinen verschiedenen Richtungen entbehren und die so die Leere des Daseins unaufhörlich empfinden. Ihre Seele flieht die Bestimmtheit und hält sich so in den transzendentalen Regionen auf. Wer kennt nicht diese von der Schöpfung verlassenen, tief tragischen Gestalten, die das Leben hinschleppen, wer kennt nicht diese an Seelenarmut Leidenden? Wer hat in dem einzig stillen Buche Dostojewskys „Arme Leute" diese „armen Leute" nicht wiedergefunden? Eine Wüste der Ureinsamkeit weht aus diesen „Armen". Tote Einsamkeit, die das Bewußtsein von irgendwo anders existierenden, andersartigen Lebensweisen unbarmherzig auslöscht und immer an das Ausgestorbensein erinnert. Nur aus der Natur, in einigen von Berg, Fluß und Tal verlassenen Landschaften fühlen wir bisweilen diese tötende Einsamkeit stark heraus. Dieser gegenüber bildet beispielsweise die Einsamkeit einer Ruine etwas wehmütig Lebendiges. Die Ruine atmet immer Dagewesenes und Vergängliches aus und erweckt schaffende Sehnsucht. Die transzendentale Einsamkeit des „Armen" hingegen genügt sich und liegt weit in einem allzu isolierten und abgeschlossenen Orte im seelischen Kosmos, um noch nach außen wirken zu können. Denkt man an den im Grunde wahren biologischen Gedanken, daß die irgendwie innerlich intensiv Lebenden zugleich die Neigung in sich verspüren, extensiv (nach außen und zerlegend) zu wirken, so darf man, umgekehrt, mit Rücksicht auf die bestehende Kluft zwischen den „armen Leuten" und der sie umgebenden Welt der übrigen Menschen auf die geringe Intensität des Seelenzustandes der „Armen" schließen. Woher soll, in der Tat, die Intensität kommen, wenn die erste Voraussetzung, und zwar das ‚Seelensubstrat' oder das Sichselbst-Fühlen, fehlt? Es gebricht ihnen daher auch an Schätzungsfähigkeit, kraft deren die Umwelt in Werte umgesetzt wird. Sie sind unfähig, im Hinblick auf die Dinge ja oder nein zu sagen, noch mit anderen Ja- oder Neinsagenden in Wahrheit mitzuempfinden. Die gewissermaßen „leere Seele" verursacht hier die Ausschließung des Trägers aus dem Netz der Verbindungen der Menschen miteinander. Wir haben hier offenkundig keine Persönlichkeit vor uns, die eine Zeitlang sich als Glied und Mitglied irgend eines Ganzen, einer Heimatsgruppe gefühlt hat und nunmehr aus dem Ganzen ausgestoßen wurde oder gar darüber hinauswuchs. Dies wäre ja ein mehr ‚normaler' Weg zur Vereinsamung gewesen. Allein, nie einer faßbar-begrenzten Ganzheit angehören dürfen, infolge von Hause aus fehlender Voraussetzungen, ist schon ein höchst interessanter Fall, der durch seine Absonderlichkeit auffällt und den die medizinische Terminologie als pathologisch bezeichnen würde.

Die Einsamkeitsart der „Armen" tritt in Wirklichkeit selten in Reinheit, öfters aber in Gemeinschaft mit anderen Lebensweisen auf, wodurch sie auch aus den nicht allzu zarten Händen des modernen Arztes gerettet wird. Sie müht sich vielmehr, ihre Legitimität zu beweisen, indem sie zum Motiv einer eigenartigen, durchgängigen Daseinsbeurteilung herauswächst. Aus einer Tatsache wird sie zu einer gewollten Vorstellung, die sich dann in eine besondere Lebenskomposition und Idee verwandelt. Es fanden sich

in der Tat Ideologen, die in der Einsamkeit der Armen eine absolute Befreiung des Menschen von allen vorübergehenden Gestaltungen der Wirklichkeit erblickten, den ‚Armen' der Transzendenz, ja Gott selber verwandt wähnten und also seine Art guthießen und segneten. Und als das christliche Evangelium die ‚im Geiste Armen' selig erklärte, als eine Zeitlang im Mittelalter die Loslösung von dem mit Erwerb, Hab-, Begier- und Ruhmessucht verbundenen sozialen Dasein als Weg zum „vollkommenen" Leben gepriesen und gepredigt wurde, als das „arme Leben" hier und späterhin, im Verlaufe von politischen und religiösen Volksaufständen, als höchstes Ideal aufs Schild gehoben wurde, — allenthalben, in allen diesen Fällen gab sich die in ‚Armut' geborene Einsamkeit kund, die sich dann, wie ja alles in der Welt, zu befestigen und zu behaupten sucht. Die sonst zur Trägheit und Ruhe tendierende Einsamkeit der Armen tritt also aus sich selber heraus, beginnt zu trotzen und zu revoltieren und wendet sich in ihrem revolutionären Aufstand gegen das Bestehende. Die Armut weiß sich nun durch ihre Entbehrungen, geistiger wie sozial-materieller Natur, durch ihre Entfremdung von der Welt der Leidenschaften und des weitblickenden Wollens ‚frei' und stolz und über alle Ueberraschungen des Weltlaufes erhaben. „Jacopone da Todi, einst ein gefeierter Rechtsgelehrter, dann Minorit, ein Mann, der von der Welt ins Kloster, vom Kloster in den Kerker und vom Kerker auf den Altar gelangte," sang ein stolzes Lied der ‚Armut'.

„Armut geht auf sicheren Wegen" usw. Dann:
„Armut ruhig bis zu Ende,
Sorget nicht um Testamente,
Läßt die Welt, wie sie sich wende,
Tut nicht einem was zuleid'" usw. Dann:
„Armut, Herrin voll Erbarmen,
Retterin du im Verarmen,
Tugend ruht in deinen Armen,
Wohnet da in Sicherheit."
„Edle Armut, hehres Wissen,
Keinem Dinge dienen müssen,
Mit Verachtung alles missen,
Was geschaffen in der Zeit."*)

Das ‚arme', ‚einsame' Leben wuchs also zu einem Ideal heraus und das Ideal des „armen Lebens" verwandelte allmählich den letzten Grund der sich genügenden Armut und zwar das Sich-nicht-Fühlen und Wollen-Können in eine bewußte Verschmähung des eigenen Selbst und seiner Ansprüche; der ‚Arme' brachte sein Selbst auf den Altar der Welt schlechthin und fand also einen neuen Weg zur Weltsicherheit und auch zu einer Art — des Reichtums. Er erntete mehr als er gesäet hat.

II.

Das Entbehren des Sich-selbst-Fühlens bezw. Wollens zeugte die Einsamkeit der „armen Leute", die im schroffen Gegensatz zu der der ‚Reichen' und Genialen steht. Diese stammt, wie jene, nicht aus irgend einer Gestaltung der Gesellschaft oder aus einem be-

*) Siehe Dr. Glaser, Die Franziskanische Bewegung.

stimmten Kulturbewußtsein, sondern, wie das Einsamsein der ‚Armen', wurzelt sie tief in der Urquelle des Wollens und tritt als spontane Kraft des menschlichen Selbst hervor; wie jene gehört sie daher zur anthropologischen Einsamkeitsart. Sie ist den Reichen an Geist eigen, die ja einen beträchtlichen Ueberfluß an ‚göttlichen Funken', an Ideenfluten besitzen, — und in gewissen Stunden wird sie von allen erlebt. Der ‚Arme' vermochte nicht intimes Vertrauen zum eigenen Selbst zu fassen, es fehlte ihm der Wille zu diesem — und darin lag die Ursache seiner ursprünglich fruchtlosen Isolation. Der ‚Reiche' dagegen gibt bewußt sein Selbst weg; das Selbst, das er sein Eigen nennt, genügt ihm nicht, er will über sich selbst hinauskommen, das Gefühl und Bild des Sein-Sollenden, das in ihm lebt, überragt ständig den Gehalt des eigentlichen eigenen und auch fremden Seins. Er verschmäht, was in und mit ihm gegenwärtig lebt, bloß einer Ahnung und erdichteten Idee wegen. Treu lebt und denkt er sich ins große Hoffen hinein, sein Blick bleibt immer so an den Ganzheiten und dem Ganzen des Welt-, Kultur- und Lebensaktes haften und er läuft also ständig Gefahr, sich mit keiner der einzelnen eigenen und fremden Daseinsarten und Willensrichtungen eins zu fühlen und zu wissen. Auf solche Art und Weise kommt die Einsamkeit des tragisch gearteten Genies zustande, die sich zugleich als treuer, wenn auch grausamer Gefährte des geistigen Schaffens im großen Stile bewährt hat. Ist das geistige Auge des schon an sich einsamen Schöpfers auf abgeschlossene lebendige Ganzheiten und auf die Welt, das Leben als solches gerichtet und verhindert ihn so sein die Mitwelt überragender Geist, sich in irgend einem Punkte mit diesen zu verschwistern und eine gemeinsame Heimat aufzurichten, so fällt er unwiderruflich dem Netz auch anders gearteter Einsamkeitsgefühle noch dadurch anheim, daß er natürlicherweise unausgesetzt auf Mißverständnisse und Mißtrauen der Umwelt stößt. Allein wenn der Schaffende in seinem aufrichtigen Streben eine der geltenden Welt entgegengesetzte Richtung einschlägt, ist die Möglichkeit geboten, einmal im brachliegenden phantastischen Systeme der Ideen oder in der Tiefe der halb- und vorbewußten Gefühlsgewebe eine Insel zu erreichen, wo ein lebendiges Ganzes, als dessen innigstes Glied man sich weiß, aufgerichtet werden könnte. Auf dieser Bahn wandeln nun auch alle Romantiker, die ihr Dasein nicht der Armut, sondern dem ‚Reichtum' verdanken. Allein, die Insel dieser Illusionsmenschen ist so illusionär wie ihre Natur selbst, und eines Tages zerfällt ihre gesamte traumhafte Welt in nichts.

Die Einsamkeit ist keine zufällige Begleiterscheinung des Lebensaktes, sie macht vielmehr das Herz seiner Veränderungen und Umwandlungen aus und bringt dem Menschen das Bewußtsein seiner Unabhängigkeit, Einzigkeit und der Notwendigkeit bei, aus sich heraus eine Schöpfungsbahn einzuschlagen. In ihr löst sich der Mensch von der Welt der augenblicklichen organisierten Gebilde los und berührt sich mit dem Ort der ‚Offenbarung' und folglich des ‚Nichts'; der kaum faßbare Zwischenraum unter dem Sein und Werden, unter dem Gegebenen und Möglichen findet in der Einsamkeit sein gefühlsmäßiges Aequivalent; sie ist der heimliche Weg, der beide verbindet und zugleich voneinander trennt. Ohne sie vollzieht sich so keine Regung in der Menschenwelt.

Die Einsamkeit der reichen Naturen, die immer als Folge des Strebens nach Ueberwindung der Enge des eigenen Selbst und oft auch der dem Selbst assimilierten Um-

welt erscheint, — im letzten Falle will sie die Begrenztheit der augenblicklichen, empirischen, durch die grundsätzlichen Willensrichtungen bestimmten Ichzentren durchbrechen und sich mit sich selbst als Weltwesenheit, als fundamentale, zentrifugale Einheit verehelichen, — diese Einsamkeitsart wird nun zum unentbehrlichen Sporn des philosophischen, künstlerischen und religiösen Schaffens sowie auch der universell angelegten Tätigkeitsarten. Das tragische Genie sucht der Einsamkeit zu entgehen, indem es seine Heimat außerhalb seines Selbst aufzurichten trachtet, der lyrische Genius hingegen dringt ins Innere des Selbst und liebt und klagt und weinet, bis es ihm gelingt, ein Frommer zu werden und so die Ganzheit und Allheit mit seinem scheuen und verschlingenden Gefühl zu umweben. Beide aber bringen das sichtbare Selbst und die aufgehobene Treue zum Opfer, beide wandeln den Weg der Entsagung und des Verzichtens. Der wirklich Einsame ist nie unmittelbar bei ‚sich' und mit sich oder in einem Etwas und auch geht ihm die Freiheit ab, die zur Bewältigung und Ueberlegenheit befugt. Allein der Weg zur Aufstellung einer neuen Freiheitsordnung, das heißt eines die Freiheit fördernden Gesetzes, führt durch die Einsamkeit. Weiß man den Klagen des Schaffenden aufmerksames Gehör zu schenken, so zeigt sich bald, wessen geistiges Kind der Einsame ist, ob wir es mit einem in eigenen Gefühlen und Gedanken Verwirrten zu tun haben, oder mit einem Hell- und Fernseher, dem sich allein im weiten Meere die märchenhafte Insel enthüllt hat. Es stellt sich heraus, ob der Einsame ein unruhiger, ewig suchender Einzelgänger ist, oder ein kalt und kühl in die Ferne hinausblickender und hinauf, auf berauschende Höhen schwebender Gott. Es zeigt sich gar bald, ob wir einen nach Vollkommenheit sich Sehnenden, einen Vorwärtsblickenden vor uns haben, oder einen, der sich nicht mit einer Welt versöhnen kann, die so himmelweit von seinem Bilde der Vollkommenheit entfernt ist. —

Die Einsamkeit der ‚Armen' und die der ‚Reichen' wurzeln in der gegebenen Beschaffenheit ihrer Naturen und stellen im Grunde die zwei Pole des Lebensgefühls aller Menschen dar. Die erste Einsamkeitsform darf an die Grenze der höchstmöglichen Passivität verlegt werden, wo die Gefühlsstrebigkeit oder der keimhafte Wille hinter dem Selbst zurückbleibt und ihn nicht zu erreichen vermag; durch die andere Art dagegen gelangt der Aktivitätspol zum Durchbruch, wo der Wille, der ja ein intimes Verhältnis zu den Empfindungen, Gefühlen und dem Denken zu unterhalten pflegt, von vornherein über das eigene Selbst hinausgeht und es so weit hinter sich zurückläßt. Das ‚Selbst' und begreiflicherweise die ihn konstituierenden Daseinspositionen sind es daher, die sich zwischen der Einsamkeit der ‚Armen' und ‚Reichen' hineinschiebt und beide Richtungen voneinander trennt. Der Prozeß des Einsamwerdens der ‚Armen' vollzieht sich in der Entfernung vom Selbst, in der Richtung zum Nichts und der Beschaulichkeit (passive Genialität), und der des Einsamwerdens der ‚Reichen' weist den Weg vom Selbst nach oben und innen, zur Ganzheit, zur Allheit und zur Totalität. Um das Selbst aber kreist das Streben zur Passivität sowie das zur Aktivität, und an den Skalen jenseits und diesseits vom Selbst gibt sich eine ganze Reihe von einzelnen Lebensäußerungen kund. An den Passivitäts- und Aktivitätsskalen nehmen wir all jene Daseinsmomente wahr, die unter den Namen Wachstum, Entwicklung, Veränderung, Umwandlung, Niedersinken, Einschlafen, Verarmen und Verfall der Menschenseele bekannt sind. Jede Ent-

zündung von geistigem Leben, jede nach rückwärts oder vorwärts gerichtete Lebensregung beginnt so mit Trennung und Entfremdung, trägt einen tief dramatischen Charakter an sich, schwört eine geteilte, diskontinuierliche Wirklichkeit herbei und hat je nachdem das Einsamwerden, die Vereinsamung und schließlich die Einsamkeit zur Folge. Und es sind Mächte ganz anderer Ordnung, die den Kampf mit der der Daseinsverwandlung innewohnenden Einsamkeit bezw. ‚Heimatlosigkeit' aufnehmen und durchfechten. Angesichts solcher Lage der Dinge ist man versucht, mit Virgil auszurufen: „sunt lacrimae rerum"; dies ins Kulturbewußtsein übertragen, würden wir sagen: Die Menschenwelt und ihre Erzeugnisse sind voll Tränen und werden stets, bevor sie ins objektive und in das abgeschlossen individuelle Dasein treten, von den Tränen der Trübnis und der schmerzenden Freude gereinigt und eingeweiht. Die Einsamkeit umschwenkt fortwährend das lebende Selbst, sie ist die Taufe des Schaffenden und mit ihr zahlt auch der umwälzende ‚atheistische' Wille in uns Tribut für das Recht auf Anderswerden und Andersein, für den Kampf um die neue Heimat und folglich auch Freiheit und Sicherheit. Und man möchte da dem Menschen zurufen: Gib acht, „sunt lacrimae rerum!" So will es die Art des Lebendigseins. Fortwährend räumen die passiven und aktiven Einsamkeitsformen einander den Platz, das kämpfende, stolze und trotzende Einsamsein gleitet in die müde, entsagende und demütige Einsamkeit hinüber und diese richtet wieder ihren Blick nach oben und seitwärts, um das beglückende Weh und Leid der ursprünglichen Aktivität zu durchkosten. Denn unten harrt der aus ‚Armut' geborenen Einsamkeit das Nichts, um das Grenzgefühl des Lebens in Finsternis und Tod zu ersticken, allein auch oben bricht manchmal das Herz entzwei, die Seele vermag sich nicht zu fassen und zu assimilieren und sie gerät in die Arme der stillklagenden Sehnsucht, der anklagenden Verzweiflung oder gar der stummen Verwirrung. Allein die ihres Zieles bewußte Aktivität und das still keimende, volle, sich genügende Triebleben mühen sich, das zuckende Feuer der Einsamkeit zu erlöschen und die ihr erwachsene Sehnsucht im Tatenrausch, im Anschauen des Ganzen und Runden, im spontanen Sichausleben und in der ‚Sattheit' am Leben zu stillen und aufzulösen. Es ist nun bekannt, daß auch hier, wo die Menschen in Verhältnisse treten, und ihre verschiedentlichen Verhaltungsformen pflegen, wo, mit einem Worte, der Kulturakt konstituiert wird und kontinuierliche und diskontinuierliche Lebensreihen fortwährend aufeinander folgen, — daß auch hier die Einsamkeit ihre Wege wandelt, den einzelnen, nacheinander, auf sich selbst und auf den ihn umgebenden Weltenraum konzentriert, der ‚Heimat' beraubt und auch zum Kampfe um eine solche, zum Schaffen und Selbstschaffen anspornt, zum Ausruhen und Wachstum verleitet oder gar in die Nacht des absoluten, stummen Nichts für ewig hinunterzieht. Hierüber jedoch, also über die Einsamkeit, die ihre Nahrung aus dem Wandel und der Gestaltung der Gesellschaft zieht oder aus den Krisen des Kulturbewußtseins stammt, zu sprechen, ist heute hier nicht geboten.

Schülerbriefe. Von Prof. Ludwig Gurlitt.

Die „Kulturpolitische Gesellschaft“ in Wien, eine private Vereinigung, seit sechs Jahren bestehend, unter Vorsitz des Dr. Robert Scheu (Wien IV, Theresianumgasse 6), hat schon viel für ihre Kulturpolitik getan, u. a. vier größere Enqueten veranstaltet, darunter die über Ehrechtreform und über Kunstpolitik. Ihr Grundgedanke ist: Jeder Gegenstand soll sachlich, abseits von irgend einem Parteiprogramm, so behandelt werden, daß zunächst einmal das Tatsachenmaterial zusammenkommt, dann sollen die Wünsche aller daran Interessierten vernommen, darauf erst die „Sachverständigen“ befragt und endlich das gesammelte Material der Regierung vorgelegt werden. Also: statt Parteipolitik, die überall und immer deduktiv vorgeht, eine induktive gegenständliche Kulturpolitik, die von den Bedürfnissen der Interessenten aufsteigt. So soll jedem Zweige staatlicher Verwaltung von unten herauf eine freie Organisation ergänzend und berichtigend entgegenwachsen. Es ist das wohl im wesentlichen das Prinzip des Anarchismus oder richtiger Autonomismus, der Selbstverwaltung nach Interessengebieten, Interessenkoalition. Vernünftige, moderne, nationale Kulturarbeit auf allen Gebieten soll geleistet werden. Natürlich mußte sich diese Tätigkeit auch an die Schulen wenden, denn bekanntlich: „Wer die Jugend hat“ usw.

In dem „Neuen Wiener Tagblatt“ wurde, um eine Enquete über die Mittelschulen einzuleiten, ein Fragebogen veröffentlicht, der sich in vier Formularen an Schüler der oberen Klassen, an Abiturienten, an die im Berufsleben stehenden Leute und an die Lehrer richtete.

Die Behörden wurden alsbald stutzig:

Landesschulinspektor Kapp, das Unterrichtsministerium vertretend, erklärte das Vorgehen der Kulturpolitischen Gesellschaft für einen pädagogischen Mißgriff. Ganz ohne Berechtigung scheint mir dieser Vorwurf nicht. Es hat immer sein Bedenkliches, die Schüler zur Kritik ihrer Lehrer öffentlich aufzufordern. Es ist aber die Kulturpolitische Gesellschaft eine unabhängige Vereinigung, die sich über das, was sie für richtig und für pädagogisch hält, keine Vorschriften machen läßt. Vizepräsident Dr. Frey wies auch den Angriff des Landesschulinspektors mit der Bemerkung zurück, daß in die Schule auch andere Leute dreinzureden haben als Pädagogen und Philologen. Uebrigens wurde diese Schülerenquete auch mißverstanden. Oft wurde ihr entgegengehalten, daß dem Schüler die Distanz fehle, er daher nicht befähigt sei, ein Urteil über den Wert oder Unwert seiner Schule abzugeben. Als ob von den Schülern ein Urteil verlangt würde, nicht vielmehr subjektive Tatsachen! Tausend subjektive Bilder, so argumentieren die Fragesteller, geben zusammengenommen ein objektives. Ist es denn, fragen sie, so gar gleichgültig, wie die Schule subjektiv empfunden wird? Ist die Schule nicht außerdem, daß sie Erziehungsmittel ist, auch ein Erlebnis? Eine kulturpolitische Gesellschaft, die sich das Ziel setzt, alle gesellschaftlichen Erscheinungen und auch die Innenkultur in das Bereich ihrer Tätigkeit zu ziehen, habe es nicht nötig, sich an äußerliche Kompetenzen zu halten. Es interessiert sie einfach, wie es in der Seele der Schüler aussieht.

In der Tat hat gerade der Teil der Enquete, der Bericht über die schriftlichen Antworten brachte, das größte Interesse erregt. Uebrigens war schon im Fragebogen selbst für Gegengewicht und Korrektur gesorgt, da ja den Schüleraussagen die der Lehrer und der sonstigen im Berufsleben stehenden Männer an die Seite gestellt wurden.

Gegen 600 Briefe sind eingelaufen und werden im Auszug mitgeteilt. Ein sehr interessantes Aktenmaterial! Zumeist äußerten sich Unzufriedene; die Zufriedenen schwiegen. Statistisch wissenschaftlichen Wert hat diese Veröffentlichung deshalb — wie der Herausgeber selbst erkennt — nur in bescheidenem Maße. Sie gibt vorerst nur Dokumente, nur Rohstoff, Zeugenaussagen, „die nach dem Grundsatz der freien Beweiswürdigkeit ihre Richter finden mögen“.

Die Ergebnisse im einzelnen sind geradezu verblüffend! Man könnte das Buch mit Recht betiteln: „Die Mittelschulen Oesterreichs auf der Anklagebank.“

Nur wenige Proben hier aus der Fülle des Materials: Ein sehr animoser Brief schließt mit den Worten, die in anderen zahlreichen Antworten ihre Bestätigung und Ergänzung finden.

„Wirklichen Talenten genügen die Aufgaben des Gymnasiums nicht, sie finden kein Arbeitsfeld und keine Befriedigung, beschäftigen sich z. B. mit deutscher Literatur, schreiben einmal einen leidlichen Aufsatz und werden auf eine für das Leben nachwirkende Weise niedergedrückt. Natürlich suchen sie einen Ersatz, den sie leicht finden. Eine Art der Entschädigung habe ich oben genannt (das Bordell), eine andere ist der Alkohol. Welches Mittel wäre schlecht genug, über die Schrecken und Foltern der Schule hinwegzuhelfen? Klassenbuch, Rüge wegen einer Kleinigkeit, Arrest für kindische Raufereien, Verfolgung wegen eines freien Wortes und semester-

langes Nachtragen, zuletzt noch mit dem Schreckgespenst der Matura.

Ein Regiment des Schreckens! Talente brechen aus, andere verkümmern. Die Stucker, Mucker und Streber aber blühen und gedeihen herrlich!"

Auf die Frage: „Welche Beobachtungen haben Sie über den sogenannten Schwindel bei der Matura gemacht? Haben Sie sich selbst unerlaubter Hilfsmittel bedient?" gaben die jungen österreichischen Abiturienten Antworten wie folgt:

R.,*) Wien. Geschwindelt wurde nach allen Regeln der Kunst; ich natürlich feste mit.

R., Wien. Keiner hat ohne Schwindel die Matura bestanden; selbst der Beste nicht, selbstverständlich.

R., Wien. Meines Erachtens wird, solange die Matura besteht, auch geschwindelt, es wäre denn, daß jedem Kandidaten eine Aufsichtsperson beigegeben wird. Denn hier steht einem mehr Zeit als bei einer Komposition zur Verfügung. Hier hat man Zeit, um vorsichtig zu sein, hat ruhige Ueberlegung und kann mit größter Sicherheit schwindeln. Ich kann kühn behaupten, daß von 45 Schülern, welche mit mir maturierten, kein einziger die Matura ehrlich abgelegt hat. Selbst das Konzept wurde mir fortgenommen, während ich draußen war, und zwar von meinem Nebenmann, der zwei Meter von mir saß. Leider ist hier der Raum zu klein, um ausführlich sein zu können.

R., Wien. Die Kollegialität tritt hier am meisten zutage durch allgemeines Schwindeln.

R., Wien. Bei der schriftlichen Prüfung konnte im größten Maßstabe ungehindert geschwindelt werden.

R., Wien. Geschwindelt wurde allgemein, und meines Wissens gibt es keine fünf Schüler, die sich nicht unerlaubter Mittel bedient hatten. Die Professoren scheinen dies zu wissen und geben hinreichend Gelegenheit dazu.

R., Wien. Ungeheurer, alldurchdringender, allumfassender Maturaschwindel. Die natürliche Widersinnigkeit österreichischer Ministerialverordnungen bringt es mit sich, daß durch neue Bestimmungen und Vorsichtsmaßregeln bloß der Schwindel raffinierter und bedeutender wird.

R., Mähren. Eine schriftliche Matura ohne Schwindel könnte ich mir gar nicht denken. Die Methoden werden alljährlich raffinierter. Ich selbst bediente mich der Wörterbücher.

*) R. bedeutet Realschule, G. Gymnasium.

So geht es seitenlang weiter. Von allen antwortenden Mittelschülern bedienen nur drei sich nicht unerlaubter Hilfsmittel beim Uebersetzen.

Auf die Frage: „Haben Sie durch die Matura, beziehungsweise durch die Vorbereitung zum Examen physischen Schaden gelitten?" antworteten die jungen Leute:

G., Wien. Augenkatarrh, Appetitlosigkeit, Abgespanntheit.

G., Wien. Fortwährende Aufgeregtheit, unnötige Zweifel an meinen Kenntnissen, gerötete Augen vom nächtlichen Studium, Appetitlosigkeit.

G., Wien. Nervöses Magenleiden.

G., Wien. Starke nervöse Abspannung.

G., Wien. Die Nervosität wurde vermehrt, weniger durch das Studium als durch die Abgespanntheit.

G., Wien. Körperlich ganz herabgekommen, von meiner geistigen Verfassung will ich lieber nicht reden.

G., Wien. Ich bekam durch häufige Ueberanstrengung und Mangel an Bewegung in gesunder Luft sehr oft Kopfschmerzen, litt an hochgradiger Nervosität, Schlaflosigkeit, leichter Ermüdung, großer Aufregung bei Prüfungen usw. und mußte infolgedessen häufig den Schulunterricht versäumen. Diese Zustände haben, je näher die Prüfung heranrückte, an Häufigkeit und Intensität zugenommen.

G., Niederösterreich. Viele meiner Kollegen waren vor Aufregung und den durchstudierten Nächten halbkrank.

G., Steiermark. Wegen Mangel an guter Luft und Bewegung wurde ich nervös, litt an Schlaflosigkeit, sah recht schlecht aus, und war die Verdauungstätigkeit nicht normal.

R., Wien. Mit meinen Nerven war ich ziemlich herunter.

R., Wien. Nervöses Herzleiden, allgemeine Nervosität.

R., Wien. Hochgradige Nervosität.

R., Wien. Ueberspanntheit und Nervosität.

R., Wien. Magenkrankheit.

R., Wien. Ich bot nach der Matura ein trauriges Bild. Eine Woche lang lag ich im Gras, konnte nichts tun als weinen. Noch monatelang ging ich mit stierem Blick und Selbstmordgedanken umher. In Hermann Hesses „Unterm Rad" ist ein Zustand ähnlich meinem beschrieben. Ob ich noch in meinem Leben das gutmachen kann, was die Schule an mir verbrochen hat, zweifle ich.

R., Wien. Alle Kollegen durch die Bank litten an hochgradiger Nervosität.

R., Wien. Die Hauptlernzeit mußte ich das Bett hüten wegen Herzschwäche, zugezogen durch das starke Laufen zur Schule (7,5 km Geschwindigkeit). Die eingetretene Gleichgültigkeit gegen alles ermöglichte es, daß ich trotz Herzschwäche an den grünen Tisch trat. War ich doch meiner Sache, ausgenommen Geschichte, ganz gewiß. Die erwartete Kompensation trat nicht ein, denn ich erhielt sehr gute Noten, doch eine Nachprüfung in Geschichte, so daß ich in den Ferien 400 Seiten auswendig zu lernen hatte. Gedächtnisschwäche trat ein, daß ich vor mir selbst erschrak, und Lebensüberdruß.

Auf die Frage: „Verlassen Sie die Schule mit dem Gefühle der Dankbarkeit?“ lauten die Antworten:

G., Wien. Ich verlasse die Anstalt mit dem Gefühle der Dankbarkeit, sie verlassen zu können.

G., Wien. Ja, insofern ich dieselbe nicht mehr zu besuchen brauche.

G., Wien. Was die allgemein erzieherischen Zwecke der Anstalt anlangt, so verlasse ich sie im besten Falle mit dem Gefühle der vollständigen Gleichgültigkeit.

G., Wien. Meiner Herren Professoren werde ich mich dankbar erinnern, allerdings achte ich in einem dieser Herren (ich hatte ihn nur in Sexta) zwar den Lehrer, aber nicht den Menschen.

G., Wien. Nein, wie ich überhaupt den Unterricht, den ich genoß, als eine staatliche Pflicht ansah, die nicht durch das Gefühl einer höchst unpassenden Dankbarkeit zu einem Geschenk verherrlicht werden darf.

G., Wien. Ich bin herzlich froh, daß ich die Anstalt hinter mir habe. Ein Gefühl der Dankbarkeit habe ich nur für den Schuldiener, welcher wiederholt äußerte, es sei schade um die acht Jahre. Ich glaube, der Mann hat ein großes Wort gelassen ausgesprochen.

Und so weiter in langer Reihe zumeist mißgestimmte Urteile. Einige steigern sich zu leidenschaftlichem Haß, wofür wieder nur einige Proben:

R., Wien. Nein! sondern mit einem Fluche auf den Lippen für das Attentat auf mein Gehirn, für die gewalttätige Erniedrigung meines höheren Strebens, für den Pfuhl der Philistrosität, in den ich hineingezerrt wurde, für die Schädigung meines Nervensystems, für meine verhunzte Jugend, für die Umgebung, in der ich leben mußte und die nicht einmal angespuckt zu werden verdient. Für dies alles habe ich nur ein herzliches „Pfui Teufel“, mit dem allein ich den Brechreiz nicht überwinde.

R., Wien. Jawohl! weil sie mir einige Beschäftigungen, zum Beispiel die Kunstgeschichte, nicht verekeln konnte, da sie diese nicht in ihren Lehrplan aufgenommen hatte.

R., Wien. Für die Schule kenne ich nur die Gefühle: Haß und Verachtung. Die Mittelschulreform ist ein Stoßgebet aller beteiligten jungen Leute. — —

R., Wien. Ich verlasse die Anstalt nicht mit dem Gefühle des Hasses (den ich mit aller Kraft bemüht bin zurückzudrängen), sondern mit dem der tiefsten Verachtung. Die Realschule ist sehr gut geeignet, einen modernen Automaten heranzubilden: aber wer ihren Fluch nicht mit allen Kräften von sich ferngehalten, das heißt, sie als qualitative Nebensache betrachtet hat, wird nie wieder in seinem Leben Kant, Nietzsche und Schopenhauer lesen. Er kann vielleicht Unterrichtsminister, nie aber ein wirklicher Mensch werden. Die Zeit meiner Realschul„studien“ war die qualvollste meines Lebens; nicht weil sie mir schwer gefallen wären, sondern weil ich wußte, daß ich meine Jugendjahre für nichts hingab. Meine Gründe zu dieser Ueberzeugung stehen bis in die kleinsten Einzelheiten fest.

Und so fort und fort.

An ehemalige Mittelschüler, die derzeit schon im Berufsleben stehen, wurden folgende Fragen gerichtet:

1. Haben Sie die Ueberzeugung, daß Ihnen die Mittelschule eine innere Ueberlegenheit gegenüber den nicht akademisch Gebildeten verleiht?
2. Haben Sie seit Ihrem Abgange aus der Mittelschule Ihr Urteil über diese geändert?
3. Hat Ihnen die Mittelschulbildung genützt?
   a) Auf der Universität?
   b) Beim Militär?
   c) In Ihrer Lebensführung?
   d) In Geschäften?
   e) In der Aneignung theoretischen Wissens?
4. Haben Sie seither wesentliche Bildungslücken an sich entdeckt?
5. Haben Sie physische oder geistige Mängel in sich entdeckt, welche Sie der Mittelschule zur Last legen?
6. Welches Andenken haben Sie Ihren Lehrern bewahrt?

Darauf liefen 129 Antworten ein, diese lauteten für Frage 1 „ja“ bei 60 %, „nein“ bei 28 %. Physische und geistige Schädigung — um nur diesen Punkt herauszugreifen — behaupteten auf der Schule 58 Einsender (44 %) erlitten zu haben. Es werden als Schädigungen angegeben: Nervosität 20mal, Kurzsichtigkeit 19mal, Rück-

gratkrümmung 4 mal, allgemeine körperliche Schwäche 11 mal, Gedächtnisschwäche 6 mal. Außerdem: schlaffe Muskulatur, unentwickelte Sinnesorgane, Schultererhöhung vom Büchertragen, „schreckhaftes Träumen“ noch Jahre nach der Matura, Ungeschicklichkeit, allgemeine Verkümmerung &c. — Genug, genug!

An die Kulturpolitische Gesellschaft ist zu guter Letzt noch eine offene Karte gelangt, die keine Unterschrift und nur den einen lapidaren Satz enthält, mit dem die Publikation wirksam abgeschlossen wird: „Der Gymnasiast gleicht dem Kaspar Hauser, der erst als junger Mann aus dem dunklen Verlies zu Licht und Leben kam.“

Mir steht ein Urteil über das österreichische Schulwesen nicht zu, schon deshalb nicht, weil ich es aus eigener Anschauung gar nicht kenne: Wenn aber nur ein bescheidener Teil der hier vorgetragenen Beschwerden Berechtigung hat, dann muß Oesterreich eine Reform der Mittelschulen an Haupt und Gliedern vornehmen, denn dann erweisen sich die auch sonst in den letzten Jahren dort immer stürmischer hervorbrechenden Rufe nach neuen Männern und neuen Maßnahmen für die Jugenderziehung als durchaus berechtigter Notschrei.

Es soll mich wundern, wie die „Freunde des humanistischen Gymnasiums“ in Oesterreich diesen schweren Hieb parieren wollen: er scheint mir geradezu tödlich zu sein.

Ritt durch Phokis. (Das Kloster des heiligen Lukas.)

Von Hugo v. Hofmannsthal.

Wir waren an diesem Tag neun oder zehn Stunden geritten. Als die Sonne sehr hoch stand, hatten wir gelagert vor einem kleinen Khan, bei dem eine reine Quelle war und eine schöne große Platane. Später hatten wir noch einmal mit den Maulthieren aus einem Faden fließenden Wassers getrunken, flach auf dem Boden liegend. Unser Weg war zuerst an einem Abhang des Parnaß eingeschnitten, dann in einem urzeitigen versteinten Flußbett, dann in einer Einsenkung zwischen zwei kegelförmigen Bergen; dann lief er über eine fruchtbare Hochebene hin inmitten grüner Kornfelder. Manche Strecken waren öde mit der Oede von Jahrtausenden und nichts als einer raschelnden Eidechse überm Weg und einem kreisenden Sperber hoch oben in der Luft; manche waren belebt von dem Leben der Heerden. Dann kamen die wolfsähnlichen Hunde bellend und die Zähne weisend bis nahe an die Maulthiere und man mußte sie mit Steinen zurückjagen. Schafe, schwer in der Wolle, standen zusammengedrängt im Schatten eines Felsblockes und ihr erhitztes Athmen schüttelte sie. Zwei schwarze Böcke stießen einander mit den Hörnern. Ein junger hübscher Hirt trug ein kleines Lamm auf dem Nacken. Wieder kamen ganz einsame Strecken. Auf einer flachen steinichten Landschaft verharrte regungslos der Schatten einer Wolke. In einer sonderbar geformten Mulde, wo tausende von einzelnen großen Steinen lagen und dazwischen tausende von kleinen stark duftenden Sträuchern wuchsen, zog sich eine große Schildkröte über den Weg. Dann, gegen Abend, zeigte sich in der Ferne ein Dorf, aber wir ließen es zur Seite. An unserem Weg war eine Cisterne, in die tief unten der Quell eingefangen war. Neben dem Brunnen standen zwei Cypressen. Frauen zogen das klare Wasser empor und gaben unseren Thieren zu trinken. An dem Abendhimmel segelten kleine Wolken hin, zu zweien und dreien. Geläute von Heerden kam aus der Nähe und Ferne. Von diesem Brunnen an bekam die Gegend etwas Weiches und zart Geheimnisvolles. Die Maulthiere gingen lebhafter und sogen die Luft, die aus dem Thal entgegen kam. Ein Geruch von Akazien, von Erdbeeren und von Thymian schwebte über den Weg. Man fühlte wie die bläulichen Berge sich schlossen und wie dieses Thal das Ende des ganzen Weges war. Wir ritten lange zwischen zwei Hecken

von wilden Rosen. Ein kleiner Vogel flog vor uns hin, nicht größer als das Fleckchen Schatten unter einer dieser blühenden Rosen. Die Hecke zur Linken, wo die Thalseite war, hörte auf und man schaute hinab und hinüber, wie von einem Altan. Bis hinunter an die Sohle des kleinen bogenförmig gekrümmten Thales und an den gegenüberliegenden Hang bis zur Mitte der Berge standen Fruchtbäume in Gruppen, mit dunklen Cypressen vermischt. Zwischen den Bäumen waren blühende Hecken. Dazwischen bewegten sich Heerden und in den Bäumen sangen Vögel. Unterhalb unseres Weges liefen andere Wege. Man sah, daß sie zur Lust angelegt waren, nicht für Wanderer oder Hirten. Sie liefen in sanften Windungen immer gleich hoch über dem Thal. In der Mitte des Abhangs stand eine einzelne Pinie, ein einsamer, königlicher Baum. Sie war der einzige wirklich große Baum in dem ganzen Thal. Sie mochte uralt sein, aber die Anmut mit der sie emporstieg und ihre drei Wipfel in einer leichten Biegung dem Himmel entgegenhielt, hatte etwas von ewiger Jugend. Nun faßten niedrige Mauern den Weg links und rechts ein. Dahinter waren Fruchtgärten. Eine schwarze Ziege stand an einem alten Oelbaum mit aufgestemmten Vorderbeinen, als ob sie hinaufklettern wollte. Ein alter Mann, mit einem Gartenmesser in der Hand, watete bis an die Brust in blühenden Heckenrosen. Das Kloster mußte ganz nahe sein, auf hundert Schritte oder noch weniger und man wunderte sich, es nicht zu sehen. In der Mauer zur Linken war eine kleine offene Thür; in der Thür lehnte ein Mönch. Das schwarze lange Gewand, die schwarze hohe Kopfbedeckung, das lässige Dastehen mit dem Blick auf die Ankommenden, in dieser paradiesischen Einsamkeit, das alles hatte etwas vom Magier an sich. Er war jung, hatte einen langen rötlich blonden Bart, von einem Schnitt, der an byzantinische Bildnisse erinnerte, eine Adlernase, ein unruhiges fast zudringliches blaues Auge. Er begrüßte uns mit einer Neigung und einem Ausbreiten beider Arme, darin etwas gewolltes war. Wir saßen ab und er ging uns voran. Durch einen ganz kleinen von Mauern umschlossenen Garten traten wir in ein Zimmer, in dem er uns allein ließ. Das Zimmer hatte die nötigsten Möbel. Unter einem byzantinischen Muttergottesbild brannte ein ewiges Licht. Gegenüber der Eingangsthür war eine offene Thür auf einen Balkon. Wir traten hinaus und sahen, daß wir mitten im Kloster waren. Das Kloster war in den Berg hineingebaut. Unser Zimmer das vom Garten aus zu ebener Erde war, lag hier zwei Stock hoch im Klosterhof. Die alte Kirche, mit dem Glanz des Abends auf ihren tausendjährigen, rötlichen Mauern und Kuppeln schloß eine Seite ab; die drei andern waren von solchen Häusern gebildet, wie wir in einem standen, mit solchen kleinen hölzernen Balkonen, wie wir auf einem lehnten. Es waren unregelmäßige Häuser von verschiedenen Farben und die kleinen Balkone waren hellblau oder gelblich oder blaßgrün. Aus dem Haus das die Ecke bildete lief zur Kirche hinüber wie eine Zugbrücke eine Art Loggia. Manches schien unmeßbar alt, manches nicht eben älter als ein Menschenalter. Alles athmete Frieden und eine von Duft durchsüßte Freudigkeit. Unten rauschte ein Brunnen. Auf einer Bank saßen zwei ältere Mönche mit ebenholzschwarzen Bärten. Ein anderer von unbestimmbarem Alter lehnte jenen gegenüber auf einem Balkon des ersten Stockwerks, den Kopf auf die Hand gestützt. Kleine Wolken segelten am Himmel hin. Die beiden waren aufgestanden und gingen in die Kirche. Zwei andere kamen

eine Treppe herab. Auch sie hatten das lange schwarze Gewand, aber die schwarze Mütze auf ihrem Kopf war nicht so hoch und ihre Gesichter waren bartlos. In ihrem Gang war der gleiche undefinierbare Rhythmus: gleich weit von Hast und von Langsamkeit. Sie verschwanden gleichzeitig in der Kirchenthür, wie ein Segel das hinter einem Felsen verschwindet, wie ein großes unbelauschtes Thier, das durch den Wald schreitet, hinter Bäumen unsichtbar wird, nicht wie Menschen die in ein Haus treten. In der Kirche fingen halblaute Stimmen an, Psalmen zu singen, nach einer uralten Melodik. Die Stimmen hoben und senkten sich, es war etwas Endloses, gleich weit von Klage und von Lust, etwas Feierliches, das von Ewigkeit her und weit in die Ewigkeit so forttönen mochte. Ueber dem Hof aus einem offenen Fenster sang jemand die Melodie nach, von Absatz zu Absatz: eine Frauenstimme. Dies war so seltsam, es schien wie eine Einbildung. Aber es setzte wieder ein, und es war eine weibliche Stimme. Und doch wieder nicht. Das Echohafte, der völlig getreue jenem feierlichen kaum noch menschliche Klang, das Willenlose fast Bewußtlose schien nicht aus der Brust einer Frau zu kommen. Es schien, als sänge dort das Geheimnis selber, ein wesenloses Wesen. Nun schwieg es. Aus der Kirche drang mit den dunklen, weichen, tremolierenden Männerstimmen ein gemischter Duft von Wachs, Honig und Weihrauch, der wie der Geruch dieses Gesanges war. Nun fing die frauenhafte Stimme wieder an, absatzweise nachzusingen. Aber andere ähnliche Stimmen aus dem gleichen offenen Fenster, nicht weit von meinem Balkon, fielen ein, halblaut und nicht ernsthaft, es wurde ein Scherz daraus, die schöne Stimme brach ab und nun wußte ich, daß es Knaben waren. Zugleich kamen ihre Köpfe ans Fenster. Einer war darunter sanft und schön wie ein Mädchen und das blonde Haar fiel ihm über die Schultern bis an den Gürtel. Andere von den Klosterknaben standen unten im Hof und sprachen hinauf: „Der Bruder!“ riefen sie, „Der Bruder! Der Hirt! Der Hirt!“

Später kam ich dazu, wie die Brüder voneinander Abschied nahmen. Der junge Hirt stand im Licht der untergehenden Sonne, dunkel, schlank und kriegerisch; hinter ihm die Heerde und die Hunde. Er hielt in der starken dunklen Hand die kleine Hand des Knaben mit den langen Haaren. Ein Mönch im schwarzen Talar, aber ein noch junger, bartlos, ein Novize, ein zwanzigjähriger Schöner mit einem Lächeln, das um den jungen Mund und die glatten Wangen gedankenlos und eitel, aber in der Nähe der schönen dunklen Augen ergebungsvoll und wissend war, trat ins halb offene Thor. Er rief den Knaben nicht an, er winkte nur. Die Gebärde seiner erhobenen Hand war ohne Ungeduld. Er war nicht der Befehlende, er war der Uebermittler des Befehls, der Bote. Auf einen kleinen Altan über den Torweg trat ein älterer Mönch heraus, er stützte den Ellenbogen aufs Geländer, den Kopf auf die Hand und sah gelassen zu, wie der Befehl überbracht und wie er befolgt wurde. Der Novize neigte sich für ihn kaum merklich oder lächelte auch nur um ein Kleines ergebener und glänzender. Der schöne Knabe ließ die Hand des Bruders los und lief zu dem Novizen hin. Der Hirt wandte sich und ging sogleich mit großen ruhigen Schritten landein, bergab. Die Heerde, als wäre sie ein Teil von ihm, war schon in Bewegung, flutete schon die Straße hinab, eingeengt von den Hunden. In der Kirche sangen sie stärker. Zum Dienst dieser abendlichen Stunde lagen alle in den dämmernden Capellen auf

den Knien, oder ausgestreckt auf dem Steinboden, oder in tiefer Versunkenheit stehend an dem hohen Pult lag ihr Antlitz über gekreuzten Armen auf dem heiligen Buch. In der erhabenen Gelassenheit ihres Gesanges zitterte eine nach alten Regeln gebändigte Inbrunst. Die ewigen Lichter schwangen leise in der von Weihrauch und Honig beschwerten Luft. Es vollzog sich was sich seit einem Jahrtausend Abend für Abend an der gleichen Stätte zur gleichen Stunde vollzieht. Welches stürzende Wasser ist so ehrwürdig, daß es seit zehnmal hundert Jahren den gleichen Weg rauschte? Welcher uralte Oelbaum murmelt seit zehnmal hundert Jahren mit gleicher Krone im Winde? Nichts ist hier zu nennen, als das ewige Meer drunten in den Buchten und die ewigen Gipfelkronen des schneeleuchtenden Parnaß unter den ewigen Sternen.

Die Sterne entzündeten sich über den dunkelnden Wänden des Thales. Der Abendstern war von einem seltenen Glanz; war irgendwo ein Wasser, nur ein Quell und Tümpel vielleicht zwischen zwei Feigenbäumen, so mußte dort ein Streifen von seinem Licht liegen wie vom Mond. Nun entbrannten unter ihm, am nahen irdisch schweren Horizont, in der Menschensphäre andere starke Sterne, da und dort: das waren die Hirtenfeuer, höher und tiefer an den Hängen der dunklen Berge, die das bogenförmige Thal umschlossen. Bei jeder Flamme lag ein einsamer Mann mit seinen Thieren. Im weiten Bogen um das Kloster in dem die ewigen Lichter brannten, war der Reichthum des Klosters gelagert. Die Hunde schlugen an und die Hunde antworteten ihnen. Der Feuer waren mehr als dreißig, die Berghänge lebten von Schlafenden. Hie und da blökte ein Lamm aus unterbrochenem Schlummer. Die Käuzchen riefen, die Cikaden waren laut, und doch herrschte die stille ewige Nacht.

Wo der Abendstern stand, dort glänzte unsichtbar hinter dunklen Bergen der Parnaß. Dort, in der Flanke des Berges lag Delphi. Wo die heilige Stadt war, unter dem Tempel des Gottes, das ist heute ein tausendjähriger Oelwald, und Trümmer von Säulen liegen zwischen den uralten Stämmen. Und diese tausendjährigen Bäume sind zu jung, diese Uralten sind zu jung, sie reichen nicht zurück, sie haben Delphi und das Haus des Gottes nicht mehr gesehen. Man blickt ihre Jahrhunderte hinab wie in eine unmeßbar tiefe Cisterne und in Traumtiefen unten liegt das Unerreichliche. Aber hier ist es nah. Unter diesen Sternen, in diesem Thal wo Hirten und Heerden schlafen, hier ist es nah, wie nie. Der gleiche Boden, die gleichen Lüfte, das gleiche Tun, das gleiche Ruhn. Ein Unnennbares ist gegenwärtig, nicht entblößt, nicht verschleiert, nicht faßbar, und auch nicht sich entziehend: genug es ist nahe. Das hesiodische Gedicht, das pindarische Gedicht schwebt gelöst in der Luft. Hier ist Delphi und die delphische Flur, Heiligtum und Hirten, hier ist das Arkadien vieler Träume und es ist kein Traum. Langsam tragen uns die Füße ins Kloster zurück. Ganz nahe von uns knurren große Hunde. Auf dem Altan über dem Thorweg lehnt eine Gestalt. Ein Anderer, ein Dienender, tritt seitwärts aus den Hecken hervor, dort wo die Hunde knurren. Athanasios! ruft der Mönch vom Altan, Athanasios! Er sagt es mehr als er es ruft, gelassen und sanft befehlend. Athanasios, was gibt es da? „Es sind die Gäste, die beiden Fremden, die herumgehen.“ „Gut. Gib acht auf die Hunde.“ Diese Worte sind wenige. Dies Zwiegespräch ist klein zwischen dem Priester und dem dienenden Mann. Aber der Ton war aus den Zeiten der Patriarchen. Aus wenigen

Elementen setzt sich dies zusammen. Gelassenes Ausüben priesterlicher Herrschaft, ein sanfter Ton unwidersprochener Gewalt, Gastlichkeit, gelassen und selbstverständlich ausgeübt, das Haus, das Heiligtum, bewacht von vielen Hunden. Und dennoch, dies Unscheinbare, diese wenigen Worte gewechselt in der Nacht, dies hat einen Rhythmus in sich, der von Ewigkeit her ist. Dies reicht zurück, dies Lebendige, wohin die uralten Oelbäume nicht reichen. Homer ist noch ungeboren und solche Worte, in diesem Ton gesprochen, gehen zwischen dem Priester und dem Knecht von Lippe zu Lippe. Fiele von einem fernen Stern nur ein unscheinbares, aber lebendiges Gebilde, der Teil einer Blume, Weniges von der Rinde eines Baumes, es wäre dies dennoch eine Botschaft, die uns durchschauert. So klang dieses Zwiegespräch. Stunde, Luft und Ort machen alles.

Der enigmatische Mann. Von Hans von Kahlenberg.

35.

Das Leben in der Stadt ist unerträglich für mich. Es macht mich durchaus krank. Die Luft ist zu dick zum Atmen, alle Menschen sind gedunsen, entstellt, mit Pusteln bedeckt, nicht frei öffentlich geizig oder verrückt oder borniert wie auf dem Lande. Sie sind ein häßliches, ausgewachsenes, dünnes Spülicht; ebenso wie sie ist ihre Sprache.

Frauen sind mir das Allerunerträglichste. Wenn sie jung sind, sollten sie Kinder haben, und wenn sie alt sind, den Mund halten. Eine andere Bestimmung war ihnen nie zugedacht. Sie zirpen und gieren nach Näschereien, verdrehen und verrenken ihre Körper wie ihre Seelen um Bewunderung der Salons, die das denkbar hohlste ist. Eine Frau begehrt man — weiter nichts! Alle Anbetung und Verhimmlung kommt darauf hinaus.

Ich war eine ganze Woche lang beim Zahnarzt, der mir drei Backzähne gezogen hat. Das ist Unglück, Prinzeßchen, Deins nicht! Auch Dein Kummer um mich nicht, den neide ich Dir!

Wenn Du wüßtest, wieviel genußreicher eine unglückliche Liebe ist als eine glückliche! Sie hat Dichter gemacht. Das Glück macht nur einen dicken Bauch — sonst nichts.

Und Du möchtest doch nicht dick werden, Du hast davor Angst.

Frau Liapin, Deine Freundin, war sehr drollig. Wie sie immer wieder versuchte auszuhorchen, mit Teilnahme, zärtlichster Diskretion für Dich! Ich hab sie schön abgeführt, sie glaubte mir fast, diese erdschweren, wanzenplatten Seelen sind die allergläubigsten. Eigentlich schied sie schwer, seufzte lang beim Abschiednehmen. Ihr Mann ist viel älter und oft krank.

Sie hätte Dich gern betrogen, Deine liebe Freundin und Schwägerin, obgleich sie Dich süß und poetisch und so apart findet. Ich mußte alle meine Schläue aufwenden und war ritterlich und wehmütig, wie es die Gelegenheit gebot. Ich achte Liapin so sehr, und er hat eine so bewundernswerte Frau.

Geht es denn nicht doch? forschte sie herzgewinnend.

Ich pflege dann stumm die Hand zu küssen und in eiliger Verwirrung den Rückzug anzutreten. Im Andern bleibt das Gefühl geschlagen zu haben und doch nicht geschlagen zu sein. Ein Brief aus Venedig bestätigte die schwermütig-innige Note.

Du schreibst mir das Wort von Lionardo. Ich kenne es längst!

„Und Du, o Mensch, der Du durch diese meine Arbeit die wunderbaren Werke der Natur kennen lernst, wenn Du glaubst, es würde ein Verbrechen sein, den menschlichen Körper zu zerlegen, so überlege, um wieviel verbrecherischer es ist, einem Menschen das Leben zu nehmen, und wenn diese seine äußere Form Dir wunderbar gebaut scheint, so bedenke, daß sie wie nichts ist im Vergleich mit der Seele, die in diesem Bau wohnt. Denn

diese, was sie auch immer sein mag, ist Gottes Sache. Laß sie darum in seinem Werk wohnen nach seinem Willen und Wohlgefallen und laß nicht zu, daß Dein Zorn oder Deine Bosheit ein Leben zerstöre; denn wahrhaftig, wer das Leben nicht wertschätzt, verdient nicht es zu besitzen."

Aber ich bin kein Großer.

36.

Immer sich gleich bleiben, ist sehr groß. Es ist wohl, was ich am meisten bewundre. Gewisse Berufe erziehen diese Treue mehr als andere an, zum Beispiel der des Soldaten, vor allem des Seeoffiziers. Das sind männliche Berufe.

Ich kann auf den Nimbus, den ich bei Dir habe, nicht ganz verzichten, ich will nicht daß Du mich kleinlich, egoistisch und feig siehst. Bin ich's denn?

Ich habe Dich gefunden, der Besitz macht mich stolz. Oft sage ich mir, daß ich Deiner nicht würdig bin, daß ich Dein Leben verwüste und unfruchtbar mache, aber ich kann Dich nicht aufgeben. Ich stelle mir vor, daß Du Dich wieder verheiratest, wie es kommen muß, und einen Mann fändest, der Dich ganz zu schätzen weiß, der ein wirklicher Mann ist, etwa L. oder W. Ich will Dich ihm nicht lassen, ich will nicht! Ich kämpfe gegen die Anderen um Dich. Ich halte Dich bei unserm großen Glück in Italien, bei Deinem Glauben damals und der törichten Seligkeit. Die Erinnerung stirbt so langsam, und ich lasse sie in Dir nicht sterben.

Erinnerst Du Dich, wie wir in meinem Studio Tee tranken? Ich bediente Dich, Du warst ganz eine Königin. Du errötetest, als ich neben Dir im Wagen durch die Stadt fuhr. Du wolltest sehr stolz und furchtlos sein, Dein Erröten verriet Dich doch, mein kleines Mädchen!

Die Sonne ging so wunderbar unter einen Abend über der Karstenwand. Der Himmel schien sich zu verbluten, sehr tief niederhängend, aus tausend Wundmalen rieselnd, und die Erde dünstete, hob sich, wurde purpurlila in einer letzten, durstigen Umarmung. Wir hatten Tränen in den Augen und küßten uns. Die letzten Menschen waren wir, die auf der letzten schwarzen Scholle stehn und das Meer und das Licht Hochzeit feiern sehn wie am ersten Tag. Nur des Lichtes Tagewerk ist nunmehr getan, und es wird Schweigen und Nacht sein wie vorher. Die letzten Menschen, wir, werden das Schauspiel mit ansehn und der Anblick wird so erhaben sein, daß sie nicht einmal leiden. Diese Beiden werden die Wissenden, die Erlösten sein.

Wiederhole mir die Gebärde, der Eva den Apfel reichend und Adam nimmt ihn, wissend, welche Gabe des Verhängnisses er annimmt, und nimmt dennoch! Dies „dennoch" ist das Höchste des Mannes gegenüber dem: Nimm! der gebieterischen und rätselvollen Macht des Weibes.

Wir haben auch oft gelacht und sind leichtfertig gewesen. Ich spielte die Zither. Warum schlagen dabei Deine Lider listig und lustig? Dein bewegliches Zünglein kommt und will schleckern.

Du liebst süße Dinge, sehr dicke blaue Traubenbeeren, meine großen Pfirsiche und Zuckerbirnen. Du bist faul und schläfst lange. Abends willst Du tolle Lustigkeit, Paare, die sich drehn, Zigeunermusik, Lärm, Lachen, Blut und Rauferei. Damit endest Du am liebsten, dehnst Dich dann wohlig, gähnst und ziehst ein Mäulchen: Nun ist's genug, ich will schlafen gehn.

Entzückend findest Du die Glätte und Schärfe breiter geschliffner Messerscheiden, der Knall beim Pistolenschießen löst eine kleine, wollüstige Spannung aus.

Ich habe Dich nie geschlagen, weil Du um Schonung batest, die Weichheit in deinem Auge brach meine Härte. Ich hätte Härte wecken sollen, den Stein. Zuletzt wärst Du wieder weich geworden und weich geblieben.

Einmal bissest Du mich in die Kehle, Du hattest den Wunsch dort Blut zu trinken, alles Blut von mir auszuschöpfen, und Deine Sättigung wäre herrlich, wäre höchstes Genießen gewesen. Nur dem Triebe folgtest Du dabei, ohne zu wissen, was Du tatest und warum diese seltsame Neigung Dir kam? Du bist wie ein Wieselchen in der Sonne, ringelst und

strählst Dich und läßt Dich bestrahlen. Wie ist Dir so wohl unter dem sanften Streichen, mein weißes, glattes, kaltes Meerweibchen!

Ebenso gehst Du gern ohne Kleider im Garten. Du breitest Deine Arme in die Sonne, und ich fühle, wie deine Haut braun, durchblutet und ein wenig flaumig wird unter ihren Küssen. Du erzitterst, und Deine Brust drängt sich aufwärts. Du gehst auf den Zehenspitzen und wirfst den Kopf zurück. Deine Lippen öffnen sich wie die Fruchthälften einer exotischen und würzigen Frucht, zwischen denen die Samenkörner Deiner Zähne locken und blinken. Draußen bist Du immer froh. Die Hitze läuft in knisternden, sprühenden Wellen Deine Haare entlang.

Du bist ohne Geschlecht und ganz und gar nicht eine schenkende Geliebte. Dich befriedigt Dein Selbst, Deine eigene Leiblichkeit, Deine Unabhängigkeit und Deine Klugheit. Wozu brauchst Du einen Mann? Was willst Du von mir? Warum wähltest Du mich?

Laß mich los, Kleines, ich bin nichts für Dich! Ich bin ein alter und müder Mann, der Sehnsucht nach Ruhe, nach der Alltäglichkeit und Gleichmäßigkeit hat.

Du bist so jung garnicht, — und das macht mich noch feiger.

Du willst immer spielen. Ich müßte ganz jung sein, ein junger tapferer und tapfiger Bär, der ein wenig zu lange gehungert hat. Man müßte Dich gleich zu Anfang blutig beißen, dann wärst Du vielleicht hingebend und weich. Ich bliebe stark und lustig und gäbe nichts, ich wäre ein Mann und ein Herr.

Dies Verhältnis beabsichtigte die Natur wohl. Wir Männer sind nicht mehr stark genug, um zu nehmen und zu lachen. Deshalb gebt Ihr nicht und laßt uns weinen.

Elend ist, wer ein Weib begehrt und sie nicht besitzt. Ein blöder Feigling! Auf Eure Gefühle dabei, auf den Schaden oder auf die Folgen käme garnichts an. Wir sind rücksichtsvoll geworden und wir überlegen.

Ihr seid keine Sache mehr, sondern seid Personen, kleine, sachliche Personen, die fühlen, daß es für sie durchaus nur darauf ankommt, ihre Person, ihren Trotz und Eigensinn zu verlieren, gebrochen zu werden. Ihr wollt spielen und sollt spielen!

Weil wir zu trübselig und zu schwerfällig sind, zeigt Ihr Krallen an den weichen neckischen Pfötchen, Ihr kratzt und zerfleischt.

Trotzdem seid Ihr im Recht auf der ganzen Linie! Wir sind die Schwächlinge, die Abgewichnen, die Verräter. Such Dir einen besseren Spielgefährten, Kleines, einen wirklichen König oder einen Banditen! In Korsika, auch in Sizilien und im Orient gibt's noch Männer! Der Kronenträger entspräche Deinen neurasthenischen Bedürfnissen, — unbefriedigter Zuchtwahltrieb wird Neurasthenie, — aber Ihr würdet elende Kinder haben. Der Wildling machte das besser.

Ich, wenn ich eine Frau von dreißig Jahren wäre, die das Leben begriffen hat, ich nähme mir den Pagen wie die Königin im Märchen, der jung, blond und kindlich sauber ist. Sie verstehen zu lieben die Werther, die Fridolin, die Mortimer!

Ihr sucht immer noch zuviel nach Geist, sucht die überlegne Körperlichkeit, die hitzigere Brunst! Wie anders glaubst Du, daß Franz, der Trotzbub, die Adelheid geküßt hat als sein Herr, der blasse Weislingen? Und Ihr geht immer nach Stellung, nach Glanz und Aeußerlichkeiten. Nehmt den, der am besten liebt! Er wäre ein König, ein Dichter, ein Halbgott.

Du siehst, ich werde ganz unpersönlich, erteile uneigennützige, gute Ratschläge. Das ist verdächtig, Kleinchen! Verdächtige mich nicht! Ich werde dick und schwerblütig und langweilig. Dir alles Lichte, Glänzende und Unterhaltsame! Dein Freund.

37.

Ich komme Dich zu sehn und alles wird beim Alten wieder sein. Wir gehn die alten Wege in den früheren Gärten, ich schicke Dir Blumen, warte auf Dich, liege — —

An was denke ich? An einen terrakottroten Streifen über Deinem Bein von dem elenden Anstrich meiner Wand? An einen ganz kleinen, schwarzen, runden Fleck, wie ein Schönheitspflästerchen mutwillig an einer sehr süßen, heimlichen Stelle aufgeklebt?

Je t'adore encore! Du hast immer ein wenig Furcht, daß deine Knöchel zu dick sind. Sei ruhig, Kind, alle Statuen zeigen diese starken Fesseln, die Kraft der Frau liegt in ihnen. Und Du bist sehr stark und unzerbrechlich. Das Köpfchen täuscht und der feine Halsansatz. Er gehört einer müden und sehnsüchtigen Prinzessin Maeterlincks. Aber der Triumphgesang Deines Leibes widerspricht dem sanften Heiligenschein. Sei wie Du bist, Priesterin mit Brüsten und Löwentatzen, — das uralte Sphynxgleichnis!

Ich will mich ausruhen bei Dir. Von der ewigen Unrast will ich ausruhn, von den Wünschen allen, die keine Taten werden, von unnützer und anstrengender Tätigkeit, die keinen Wunsch befriedigen kann.

Nur bei Dir finde ich den Frieden, die Lösung. Ich bin froh, endlich einen Entschluß gefunden zu haben.

Im alten Hotel will ich wohnen. Du sollst oft kommen und ich lasse Dich nicht wieder weg! Alles wird sich im Guten lösen lassen, ich habe Geld genug für uns beide und baue ein Haus.

---

38. Bussaco, Portugal.

Es ist das Liebesnest der portugiesischen Könige, das Schloß der zarten Abenteuer und empfindsamen Legenden. Verdeckte Gänge gibt es hier, einsame Lusthäuschen, und der Name der schönsten Herzogin schwingt und klingt mit dem Winde.

Die Königin liebt das Haus und den Wald nicht.

Cedern stehen hier, die Gedichte sind, die höchste Kraft und spinnwebfeine Zierlichkeit des Pflanzenwuchses vereinigen. Du kannst Dich schwer von ihnen losreißen, während Du im Schatten dieser mächtigen Alleen schreitest, von den Urzeiten träumst. Der Mensch war ein elendes, winziges geringfügiges Wesen, der die Axt erfunden hatte und sich im Dickicht barg.

Korkeichen haben Borken wie Dickhäuter, wie Krokodile oder Elefanten, der Lorbeer wird breit und schattend wie ein Kastanienbaum, und die Farnkräuter, in ewig gleichmäßiger, feuchter Treibhauswärme, entwickeln Stämme von Ostbäumen und entsenden den Palmen gleiche Fächer. Es wirkt beinah unheimlich, Gebilde als Urwaldungeheuer hier wieder zu sehn, die wir nur als Strauchwerk oder kriechend kannten.

Der Paradou aus Zolas Sünde des Abbé Mouret lebt auf, die Ueppigkeit erstickt, lähmt und weckt alle Gelüste zu gleicher Zeit. Dieser Wald verführt, ohne sprechen zu können. Verbrechen aus Liebe würden hier begangen werden können, er müßte schreckliche und geheime Heiligtümer verbergen, wo die Alten der Tollheit der Begierde, dem Ueberschäumen aller Lebenssäfte eine Freistatt erlaubten.

Diese Freistatt gibt es für uns Spätlinge nicht mehr. Ich bin elender, dürftiger, frostiger denn je.

Bete für mich! Ich suche umirrend Frieden und verliere im Irrgarten den gefundenen.

A.

---

39. Madrid.

Die Stadt ist traurig und vornehm und sagt mir zu. Nicht ein Farbfleck, weiße, regelmäßige Häuser, schwarzgekleidete Männer mit kurzen Mänteln und Frauen mit schwarzen Spitzentüchern, in schwarzen Kleidern, die Gebetbücher in den Händen tragen.

Ein Königspalast für hunderte von Millionen erbaut, der größte und prächtigste in der Welt, und im Hof selbst, unmittelbar unter seinen tausend Fenstern und prunkvollen Portalen, wohnt die Armut, der Hunger, das hoffnungsloseste und bettelhafteste Elend. Täglich fahren der König und die junge, blonde Königin über das ausgetrocknete Flußbett des Manzanares, wo die Lumpen der Aermsten von Madrid aushängen. Unter ihren Augen halten sie ihr Mahl von einigen gerösteten Kastanien oder Eicheln, schichten kleine Feuer aus dürren Eukalyptusblättern. Alles ist hier Vergangenheit, die Gegenwart ist ohne Ausblick, die Stätte eines niedergebrannten Scheiterhaufens. Ein zu heftiges Feuer

von Glauben, von Haß und Liebe, allen Höllen- und Himmelsleidenschaften, hat dies Land und die Seelen seiner Bewohner verbrannt. Gebieterische und schwermütige Gespenster gehen um, Karl der Fünfte, Philipp der Zweite, die Philippe des Velasquez. — Sie frieren immer, Blutaussauger im Leben, sind sie verdammt, im Tode weiter Lebenskräfte zu lähmen. Spaniens Schicksal zeigt das Ende der Unersättlichkeit.

Einer war, der voraussah, der die Zukunft las, selbst in seines Staates glänzendsten Zeiten — Velasquez! Man hat diesen Mann leidenschaftslos genannt, und er ist der bitterste Hasser, der beißendste Spötter, der glühendste Liebhaber, den es gibt. Er ist ganz groß, Olympier! Goya ist boshaft und Murillo war ein sehr vornehmer, ein heiliger Erduldet und Versöhnter. Wenn Du wüßtest, wie ich unglücklich bin, wie meine Nerven, durch mein Unglück, die nervöse Ueberempfindlichkeit, leiden! Jeder dieser drei Künstler reißt mich um, reißt mich in seine Qualen, in seine Hellsichtigkeit und in seine Verzückungen mit hinein.

Verzeih, daß ich Dir von Kunst spreche! Also ich bin nicht gekommen, Du hast recht. Ich habe Dir keinen Grund, keine Entschuldigung angegeben, und Du hattest jedes vorbereitet, hattest gelogen, hattest Pläne ausgesponnen und geopfert.

Ich habe Dir sehr weh getan. Du verstehst mich nicht mehr. Du wirst mich auch nicht wieder verstehen. Verzeih mir und gieb mich jetzt nicht auf, während ich in diesem traurigen und schwarzen Lande bin, nicht!

Sieh, meine Mutter litt an religiösem Wahnsinn, zwölf Jahre lang. Ich denke oft, ich bin wahnsinnig. Die Base ist's nicht, die ist vernünftig und zielbewußt. Sie verwaltet mir das Meine zu Haus und legt jetzt auch die Gelder bei den Banken an.

So schmutzig ist das alles! Du bist reinlich und uneigensüchtig. Sei eine Heilige und verdamme mich nicht!

Ich bin viel unseliger als jeder Verdammte und Gemarterte. In eins von diesen alten und dunklen Klöstern zu gehn, nie zu sprechen, zu fasten, die unsterblichen Kunstwerke betrachten, die den Sieg des Geistes über den Leib feiern — — Mein Herz nagelt mich hier fest. Schreibe mir nach Sevilla! Ich gehe da noch hin.

(Fortsetzung folgt.)

Häschen in der Grube.

Im Osten wohnt der Reußenzar,
im Westen wohnt der Franze.
Die springen um den Preußenaar
in anmutsvollem Tanze.
Doch jenseit überm Aermelmeer
schlägt froh den Takt der Britte.
King Edward blickt durchs Fernrohr her.
Wir hocken in der Mitte.

Der Michel ist ein guter Mann, —
und seine Bundesbrüder?
Italien bandelt mit Mariann',
Oestreich wird täglich müder.
Der Dreibund schnarcht nach Bülows Takt,
der Dreibund schnarcht sich heiser.
King Edward den Koffer packt, —
er fährt zum Reußenkaiser.

Herr Fallières stieg in London aus;
die Freundschaft ist besiegelt.
Nach Osten wird zum Nikolaus
die Pforte uns verriegelt.
Der Michel hockt und freut sich baß
— er ist ein lieber Bube —.
Ihm macht das hübsche Spielchen Spaß,
als Häschen in der Grube.

King Edward hält sich den Bauch,
und der ist nicht von Pappe.
Und Ruff' und Franzmann freu'n sich auch.
Nun, Michel, Freund, — berappe!
Nun, Michel, zeige Witz und Geist!
Schon wartet ganz Europa:
Von allen Seiten eingekreist —
Wann kommt der nächste faux-pas?

J. Diot.

Dividenden-Strategie.

Wieviel Dividende wird die Phoenixgesellschaft für das Geschäftsjahr 1907/1908 verteilen? Keine wichtigere Frage scheint augenblicklich die Gemüter der Spekulanten stärker zu erregen, keine ist dem um Deutschlands Wohlstand so besorgten Börsenvölkchen in der an Ereignissen nicht reichgesegneten Sommerszeit bedeutungsvoller. Denn jeder Makler ist oder war mindestens noch bis zum Maienende glücklicher (oder unglücklicher?) Besitzer von Phoenix-Aktien. Als die Berliner Handels-Gesellschaft die Kleinen und Kleinsten innerhalb und außerhalb der Börse aus ihrem allzu hohen Effektenbestande rasch (vor dem Kursrückgang) noch mit einigen „Werten" versorgt hatte, mußte sich ein jeder, der seinem Bankier noch kreditwürdig genug erschien, natürlich auch Phoenix-Aktien kaufen. Die sind nun mal zum beliebtesten Spielpapier avanciert; der kundige Händler weiß, daß es gleichgültig ist, auf welches Pferd er setzt. Das eine rennt, wenn das Signal zum Kursspringen erst gegeben ist, fast so gut wie das andere. Wo der Markt aber am größten ist, die Kapitalschwachen den Effektenbesitz am leichtesten in flüssiges Geld umsetzen können, ist's am bequemsten, zu spekulieren. Als die Hausse des Herrn Fürstenberg vorüber war (die Handelsjünger lassen sich überhaupt nicht mehr in den Märkten sehen, und selbst von den Schnellbahnprojekten der A. E. G. ist's plötzlich still geworden), da begann ein heftiges Zetern. Die Hereingefallenen schimpften auf die Banken (lassen sich aber bald wieder von neuem düpieren), und besonders im Markt der Phoenix-Aktien konnte man gar bittere Worte hören. Nicht über die Berliner Handels-Gesellschaft, die in diesem Falle ganz unschuldig war. Eine Reihe anderer Banken und Privatbankiers hatte (fast zwei Wochen hindurch) die Aktien verkauft; erst noch zu steigenden, dann (als die Treiberei nicht mehr zog) zu sinkenden Kursen. In ihrem Taumel achteten die Börsenleute nicht des ständigen Verkaufsandranges, fragten nicht, wie sonst, nach den Namen der Abgeber, deren Veröffentlichung also nicht so wertlos zu sein scheint, wie die in ihrem Geschäft geschädigten Ehrengerichts-Leute Unwissenden erzählen. Plötzlich ward bekannt, daß die Verkäufe von Kundigen stammten; und bald wurde in die Welt posaunt, der Phoenix werde für dieses Geschäftsjahr (das am 30. Juni zu Ende geht) nur wesentlich geringere Dividende verteilen können. Der eine erzählt's dem andern; die Journalisten der Börsenblätter laufen zu den Emissionshäusern und fragen, ob die Neuigkeit der Wahrheit entspricht. „Ja; in diesen Tagen hat eine Aufsichtsratssitzung stattgefunden, in der festgestellt wurde, daß der Geschäftsgang schlechter ist und das Erträgnis um mehrere Prozent niedriger ausfallen wird." Und flugs steht's in den Zeitungen, wird von ängstlichen Aktionären gelesen und führt zu neuen Verkäufen. Ein erheblicher Kursdruck ist die Folge; aber schon sieht man, wie einige von denen, die es mit dem Verkauf besonders eilig hatten, die Ware wieder zu billigerem Preise erwerben. Ein Börsenschwindel, wie er hundertmal mit demselben Erfolg gemacht worden ist. Doch die Drahtzieher saßen diesmal nicht in der Burgstraße, sondern wahrscheinlich in Rheinland-Westfalen. Die Banken, die hier zu verkaufen hatten, wußten selbst wahrscheinlich nicht, warum sie den Auftrag zur Ausführung brachten (einer von den Händlern, der besonders laut war, mußte sogar von seiner Direktion schwere Vorwürfe hören, weil er nicht gleichzeitig für die Bank „gefixt" hatte; wurde aber später für die erlittene Unbill durch die Ergebnisse der Hutkonkurrenz im Kriegsministerium würdig entschädigt).

Wann die Aufsichtsratssitzung stattgefunden hat, wie hoch die Dividende ausfallen wird, bleibt Geheimnis der „Eingeweihten". Die Phoenixgesellschaft selbst hat bis heute überhaupt noch kein Wort zu sagen gewußt. Läßt das noch Schlimmeres deuten? Durch das Stillschweigen wuchs die Unsicherheit der Aktienbesitzer; wer weiß, so sagten die ärgsten Zweifler, ob wir überhaupt eine Dividende erhalten werden. Durch die Zeitungen wurde die Angst vermehrt. Da erinnerte man, daß der Phoenix schon im Jahre 1900/01 seine Aktionäre verhungern ließ, und daß bereits im vorigen Jahre die Verteilung der 17 Prozent starker Opposition begegnete. Schon damals hieß es, der neue „Montantrust" (der jetzt über ein Aktienkapital von 100 Millionen Mark verfügt) sei überkapitalisiert, und während des Konjunkturrückschlages würden die Folgen nicht ausbleiben; die Erwerbung des Hörder Vereins und besonders des Nordstern sei zu teuer erfolgt,

und die zuviel bezahlte Summe müsse nun den Aktionären auch noch verzinst werden.

Manches ist hieran richtig, das meiste falsch; wer nur die Geschäftsberichte ein wenig studiert, sieht die Lücken der Beweisführung. Sicher hätte der Nordstern billiger erworben werden können, wenn man nur ein paar Jahre (bis zum Umschwung der Konjunktur) gewartet hätte. Doch glaubt jemand, der Phoenix wäre dann in der Lage gewesen, die zum Aktien-Umtausch notwendige Kapitalvermehrung vorzunehmen? Der hohe Preis beim Nordsternerwerb kann aber nicht die Ursache des Dividendenrückganges sein. Der Phoenix gab damals für die 20 Millionen Mark Nordstern-Aktien nur ebensoviel seiner eigenen; die gleichzeitig geleistete Barzahlung (von 200%) wurde durch Ausgabe von noch 8 Millionen Mark Aktien und 20 Millionen Mark Obligationen, der Rest aus den Betriebsmitteln gedeckt. Die Schuldverschreibungen sind mit 4½% zu verzinsen; das höhere Erträgnis der Nordstern-Gesellschaft dürfte völlig genügen, diese Zinsen sowie die Mehrdividende auf die 8 Millionen Mark Aktien zu decken. Nicht zu vergessen ist auch, daß die Kohlenproduktion des Nordstern die Erträgnisse des Phoenix in den jetzigen Zeiten erhöht und nicht vermindert; denn gerade der Preis der Kohle hat sich trotz aller Opposition gegen die Kartellpolitik zu behaupten vermocht.

Die Fusion mit dem Hörder Verein kann ebensowenig dem Phoenix geschadet haben. Damals wurden die Aktien im Verhältnis von 1 : 1 getauscht und nur eine ganz kleine Barzahlung wurde gewährt. Der Phoenix hat seine Passiva hierdurch also nicht mehr erhöht; freilich wurde das Agio, das sonst bei der Ausgabe von jungen Aktien in den Reservefonds fließt, mit zur Verrechnung gebracht. Man kann überhaupt beim Phoenix bemängeln, daß die Reserven zu gering sind, daß höhere Abschreibungen auf die Nordsternwerke notwendig erscheinen. Aber man bilde sich nicht ein, daß schon deshalb, weil die schmalen Reserven eine Folge der Fusionen sind, diese Fusionen selbst dem Phoenix zum Nachteil gereichen. Auch der Hörder Verein kann nur von Nutzen sein, da er dem Phoenix Roheisen und Halbzeug brachte, die von allen Eisensorten unter dem Konjunkturrückgang am wenigsten gelitten haben. Wären die Fusionen nicht zustande gekommen, so würde der Phoenix durch den jetzigen Rückschlag noch weit mehr zu leiden haben. Wenn die Erträgnisse des Phoenix erheblicher sinken werden als diejenigen der meisten übrigen großen Montanwerke, so liegt das daran, daß die Herstellung der feineren Eisenfabrikate (Stabeisen, Walzdraht usw.) beim Phoenix eine zu große Rolle spielt; eine viel größere als z. B. beim Bochumer Verein, der durch Halbzeug und Schienenproduktion mit weit kleineren Preisrückgängen zu rechnen hat. Vor der Fusion mit dem Hörder Verein und den Nordsternzechen war die Abhängigkeit vom Markte der sogenannten Produkte B (des Stahlwerkverbandes) noch viel beträchtlicher als jetzt. Ich glaube daher noch nicht einmal daran, daß der Phoenix diese Krisis so schwer überstehen wird. Eine stärkere Ermäßigung der Dividende als beim Bochumer Verein, der Laurahütte usw. wird sicherlich eintreten, aber mir scheinen so wesentliche Ermäßigungen unwahrscheinlich, wie sie die immer von Uebertreibungen lebende Börse jetzt in die Welt hinausposaunen läßt. Auch das Schweigen der Verwaltung ist gerade so verständlicher. Man bedenke, daß im vorigen Jahre, als die Aufsichtsratsmitglieder ihren Aktienbesitz verkaufen wollten, eine künstlich erhöhte Dividende gezahlt wurde. Jetzt scheint man das Bestreben zu haben, die allmählich veräußerten Bestände zu möglichst niedrigem Kurse zurück zu erwerben. Darum ist es begreiflich, wenn die Verwaltung eine Schätzung der Dividende jetzt nicht abgeben kann; deren Höhe wird eben davon abhängen, ob bis zum September der Kurs schon so weit gewichen ist, wie ihn der Aufsichtsrat sich wünscht. Ist der Rückkauf aber bis dahin nicht gelungen, so wird man durch eine stärkere Dividendenherabsetzung dem Wunsche nachzuhelfen wissen. Bruno Buchwald.

Verantwortlich für den politischen Teil: Karl Schnitzler, Schmargendorf, Spandauerstr. 40; für den Börsenteil: Bruno Buchwald, Berlin C., Heiligegeiststr. 52; für alles andere: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 8; für Oesterreich-Ungarn: Robert Festl, Wien I. — Morgen-Verlag G. m. b. H., Berlin W. 35, Steglitzerstr. 69. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei J. Rafael, Wien I, Graben 28, sowie alle übrigen Zeitungsverschleiße und Buchhandlungen. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstr. 66.